

Kritik psychologischer Forschungsbeiträge zur Mutter-Kind-Beziehung

1979



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41551912_0024

A U T O N O M E M Ü T T E R - A U T O N O M E
K I N D E R ?

Kritik psychologischer Forschungsbeiträge zur Mutter-
Kind-Beziehung

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der
Philosophie der Ludwig-Maximilian-Universität zu München

vorgelegt von
Dipl.Psych. Christiane Bakhit
München, 1978

Referent
Prof. Dr. D. Ulich

Wissenschaftliche Betreuung:

Prof. Dr. D. Ulich

Prof. Dr. H. Keupp

Tag der mündlichen Prüfung: 26.2.1979



I

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Einleitung	1
<u>Teil A: Mütter - Frauen</u>	
I. Die Mutterrolle - ihre historische Entwicklung	10
II. Das mütterliche Leitbild in unserer Gesellschaft	14
1. Ehe und Kindererziehung	16
2. Vorstellung von einem individuellen Ich	17
3. Berufstätige Mütter	18
4. Belastungsüberschuß - Belastungsdefizit	20
5. Idealisierung der Mutterrolle	23
III. Die Familie als der mütterliche Lebensbereich	27
1. Die Kleinfamilie	28
2. Hausarbeit	29
3. Weibliche "Produktivkräfte"	34
4. Mütterliche Dominanz	39
IV. Weibliches Bewußtsein - Selbsteinschätzung	
1. Familienorientierung - Desinteresse an Berufstätigkeit	44
2. Angst und Unzufriedenheit	50
V. Psychische Aspekte der Mutterschaft	63
1. Mutterliebe	64
2. Schwangerschaft und Geburt	67
3. Erziehung der Kinder - "Erwachsenwerden der Eltern"	69
4. Identität	71
5. Psychoanalytische Theorie: Mütterlichkeit	79

Teil B: Mütter - Kinder

I. Psychoanalytische Theorie der Mutter-Kind-Beziehung	88
1. Begriffsdefinitionen	91
2. M. Mahler: Symbiose und Individuation	97
3. D. Winnicott: "Primäre Mütterlichkeit"	117
4. Spitz: Mutter-Kind-Dyade	125
5. Th. Benedek: Elternschaft als Entwicklungsphase	133
6. Richter: Die kindliche Rolle = die unbewußten Erwartungen der Eltern an das Kind	137
7. Stierlin: Bindung, Delegation und Ausstoßung	141
Zusammenfassung	147
II. "Mutterentbehrung"	152
1. Hospitalismus"	154
a) Sensorische Stimulation	156
b) Heimsituation	160
c) Soziale Stimulation	161
2. Zuneigungsverhalten	163
III. Interaktionsanalysen	171
IV. Geschlechtsspezifische Erziehung: Mutter - Tochter	175
Schlußbemerkung	184
Literaturverzeichnis	186

E I N L E I T U N G

Mit dem Vorsatz, Mutter-Kind-Beziehungen zu beschreiben und zu analysieren, begibt man sich auf äußerst unsicheren Boden. Es gibt eine Fülle von Literatur zu diesem Thema, angefangen bei wissenschaftlichen Untersuchungen über populärwissenschaftliche psychologische Ratgeber (Bücher, Medien, Zeitschriften) bis hin zu belletristischer Literatur. Die Anhäufung von Materialien läßt grundsätzlich ein großes Engagement und Interesse an dem Themenkreis Mutter-Kind vermuten, wobei bei näherer Durchsicht auffällt, daß sich aufgestellte Hypothesen entsprechend den dahinterliegenden Forschungsinteressen oft diametral entgegenstehen und, denselben Themenkomplex betreffend, zu völlig unterschiedlichen Aussagen gelangen. Die Dis.repanz der verschiedenen Forschungsergebnisse würde wahrscheinlich bei nicht wissenschaftlich vorgebildeten Laien, nämlich der Mehrzahl der Mütter in der BRD, Bestürzung und totale Verunsicherung auslösen.

Die Themenstellung dieser Arbeit geht aus von den konkreten Erlebnissen, die Mütter und Kinder alltäglich erfahren und soll deshalb zum Teil versuchen, die Kluft zwischen Theorie und Praxis innerhalb der Entwicklungspsychologie etwas zu verringern. Es gilt, empirische Ergebnisse bzw. hypothetische Aussagen der Sozialisationsforschung festzumachen an dem konkreten Bereich, der hier interessiert: der Dialog zwischen Mutter und Kind in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, wobei die Diskussion nicht auf den verbalen Dialog beschränkt bleiben soll. Der Dialog wird hier verstanden als Art und Weise, wie Mutter und Kind miteinander in Beziehung treten, wie sie sich ihre Affekte und Kognitionen mitteilen und den anderen daran teilhaben lassen

und wie durch diesen Kommunikationsprozeß das Sozialverhalten beider Interaktionspartner beeinflußt wird. Damit ist der äußere Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Diskussion und Analyse empirischer Forschungsergebnisse verlaufen wird. Dabei geht es nicht um eine Aneinanderreihung zahlreicher Hypothesen, die von verschiedenen psychologischen Theorien aufgestellt wurden. Es wird vielmehr zu untersuchen sein, ob diese Hypothesen überhaupt Bedingungen der alltäglichen Praxis zwischen Mutter und Kind berücksichtigen und wenn ja, welche und warum.

Mit dem Rückbezug auf die alltäglichen Bedingungen, welche die Mutter-Kind-Beziehung formen und mitbestimmen, sollen mehrere Faktoren in die Diskussion miteinbezogen werden, welche die Forschung nicht selten vernachlässigt: die Mutter, nicht nur als Adressat kindlicher Wünsche, sondern auch als seine Hauptbezugsperson, welche die schwierige Aufgabe bewältigen muß, ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse mit denen des Kindes in Einklang zu bringen. Welche Anpassungsprobleme bedeutet die Geburt eines Kindes für eine Frau, die bisher in ihrer Lebensgestaltung vorwiegend nur auf sich selber Rücksicht nehmen mußte? Welche persönlichen Entwicklungschancen bietet die Sorge und Erziehung eines Kindes für die Mutter, welche Hemmnisse werden ihr auferlegt? Welche individuellen Variationsmöglichkeiten gibt es für eine Frau, mit ihrer eigenen Mutterschaft kognitiv und emotional umzugehen innerhalb einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit, die eine vorbehaltlose Mutterliebe als selbstverständlich voraussetzt und aggressive Gefühle der Mutter gegen das Kind, Mutterhaß oder Kindesmißhandlungen, tabuisiert? Der Aspekt der persönlichen Entwicklung der Mutter, mitevoziert vom Kind, wird von der psychologischen Forschung vernachlässigt. Obwohl von der Annahme ausgegangen wird, daß die Mutter der erste und wichtigste soziale Interaktionspartner des

Kindes ist und seine Beziehung zu ihr zum Teil auf die weiteren sozialen Beziehungen des Kindes übertragen wird, gibt es nur wenige Informationen über Befindlichkeiten und Verhaltensweisen der Mutter, die diese in den Dialog mit dem Kind einbringt.

Als Illustration zu den oben erwähnten Anpassungsschwierigkeiten einer Frau nach der Geburt eines Kindes, hier Auszüge aus Interviews mit zwei unterschiedlichen Frauen (Rerrich 1978, S. 23) "Weil man sich dann - wenn man alleine lebt, gut da bin ich abends von der Arbeit heimgekommen und habe mir ein Wurstbrot gemacht und für mich war das Essen fertig. Aber wenn man dann für jemanden sorgt, dann überlegt man sich doch was koch ich heute, was mach ich da. Das hat sich aber so eingependelt, daß man - das ist so übergegangen, das hat man gar nicht gemerkt. Und auch mit Haushalt führen und Wäsche waschen - da habe ich auf einmal für meinen Mann die Wäsche gewaschen. Es ist ja egal, ob ich für mich alleine wasche oder ob ich da noch für jemanden mit wasche. Das ist alles so übergegangen, das war auf einmal da, und man hat es gemacht." und weiter: "F.: Ist das der einzige Grund zur Berufstätigkeit, nur das Finanzielle? A: Nein, vor allem, ich glaube - ich habe es jetzt 1 1/2 Jahre mitgemacht, es ist einfach zu stupid nur daheim den ganzen Tag. Nur die Ansprache vom Kind, Und wir haben da draußen in dem Viertel sehr wenig Bekannte ... Und da draußen - ich weiß auch nicht - ich finde da einfach keinen Anschluß zu den Leuten. F: Gibt es irgendwas, das Ihnen ab und zu abgeht? A: Ja eben, eine gewisse Freiheit halt. Halt einfach einmal raus aus dem Ganzen. Ich möchte natürlich mein Kind nicht irgendwie für ein paar Tage hergeben, aber halt einmal die Hausarbeit ein paar Tage nicht sehen oder das und jenes. Und einfach halt einmal meine Ruhe haben vor dem Gequengel und das ewige: ich will aber das oder das und jenes. Oder daß er endlich ein-

mal wieder in seinem Bettchen schläft die ganze Nacht und das geht halt nicht. F: Kommt es auch mal vor, daß Sie am liebsten alles hinschmeißen würden? A: Ja, das kommt schon auch manchmal vor."

Die materielle Situation der Frau bzw. die finanzielle Situation der Familie strukturiert ebenso wie die psychische Verfassung der Mutter ihre Beziehung zu ihrem Kind. Auch das ist ein wichtiger Punkt, der in entwicklungspsychologischen Ansätzen eher vernachlässigt wird. Eine Mutter, die wegen ihrer ungünstigen finanziellen Situation einer Arbeit nachgehen muß, wird die Forderungen der Deprivationsforschung nach ihrer durchgehenden Anwesenheit beim Säugling oder Kleinkind (Bowlby, Schmalohr 1975) als blanken Hohn empfinden, den sich nur wohl gutsituierte Mittelschichtforscher leisten können. Die möglichen Folgen für das Sozialverhalten des Kindes, wenn eine Mutter aus Pflichtgefühl ihrem Kind gegenüber auf Berufstätigkeit und außerhäusliche Kontakte verzichtet, sollen später eingehend erörtert werden. Jedenfalls hat die jahrelang von Entwicklungspsychologen undifferenziert vorgebrachte Forderung nach einer andauernden Anwesenheit der Mutter bei ihrem Kind mindestens während der ersten drei Lebensjahre sich bestimmt nicht an der psychischen Verfassung und der persönlichen Entwicklung der Mütter orientiert. Ob damit eine Sozialentwicklung des Kindes gefördert wurde, muß hier noch offen bleiben. Zumindest wurden Mütter, die sich aus finanzieller Notwendigkeit oder aus persönlichen Motiven zu einer Berufstätigkeit durchgerungen hatten, mit erheblichen Schuldgefühlen belastet.

Zur Illustration dieser These ein Zitat aus einem heute an Pädagogischen Hochschulen verwandten Lehrbuch: "Im 'sozialen Uterus' der Gruppe, vor allem in der innigen Mutter-Kind-Beziehung vollzieht sich die eigentliche Ge-

burt zum Menschen. Helferin dabei ist die Liebe: Nur in der seelischen 'Nestwärme' des Umsorgt- und Umhegtwerdens erschließt sich die zarte Seele des kleinen Menschenkindes allen den Außenweltreizen, deren es zur Entwicklung seiner leib-seelischen Anlagen bedarf. Kinder, die diese Liebe entbehren müssen, können bei bester körperlicher Ernährung sterben, weil ihnen die notwendige seelische Nahrung nicht zuteil wird ... wenn ihnen die persönliche liebevolle Beziehung zu einem Menschen fehlt, gedeihen sie selbst bei sonst fachmännischer Betreuung schlecht und gehen ein - wie Pflanzen, die des Sonnenlichts beraubt werden." (Remplein 1971, S. 125)

Die Situation des Kindes wurde bis jetzt kaum erwähnt. Das bundesdeutsche Durchschnittskind hat keine Geschwister, lebt in einem Drei-Personen-Haushalt mit Vater und Mutter zusammen und seine Kontakte zu anderen Kindern beschränken sich hauptsächlich auf Spielkameraden aus Kindergarten, Schule und Nachbarschaft. Sein Vater, in seiner Funktion als Ernährer der Familie, geht zur Arbeit, die Mutter ist den ganzen Tag zuhause bei dem Kind. Wenn man sich diese Situation vergegenwärtigt, ergeben sich für Mutter und Kind verschiedene Umgangsmöglichkeiten, die sich gedanklich durchspielen lassen:

Mutter und Kind könnten versuchen, andere Personen wie Freunde und Verwandte in ihre Interaktion miteinzubeziehen und so ihre gesellschaftliche Isolation zu durchbrechen. Oder sie könnten sich von allen Sozialkontakten zurückziehen in eine "Idylle", in der sie gegenseitig zum einzigen Interaktionspartner würden. Eine übergroße Nähe zwischen Mutter und Kind könnte eine Bindung zwischen beiden verstärken, ebenso eine Sensibilität auf Seiten des Kindes für signalisierte Emotionen und Konflikte der Mutter. Die Bedeutung des Vaters, den das Kind fast nur am

Wochenende oder kurz vor der Schlafenszeit sieht, würde sich in einem solchen Fall augenscheinlich verringern, weil das Kind der Mutter quasi "ausgeliefert" ist bzw. mit ihr den ganzen Tag verbringen darf. Welche Möglichkeiten der Sozialentwicklung hat das Kind innerhalb einer solchen familiären Konstellation?

Die Einschränkung des Themas auf die Auswirkungen der Mutter-Kind-Beziehung für das Sozialverhalten hat einige Nachteile. Es könnte der Verdacht aufkommen, mit der Heraushebung der Interaktion zwischen Mutter und Kind sei eine Vernachlässigung der Beziehung zwischen dem Kind und seinem Vater und seinen Geschwistern verbunden. Mit solcher Einstellung würde die rigide Rollentrennung zwischen den Geschlechtern nur noch weiter verfestigt: der Vater ist als Ernährer für die finanzielle Versorgung der Familie zuständig, die Mutter für das leibliche und seelische Wohl der Familienangehörigen. Gerade diese Einstellung gilt es aufzubrechen, indem ausführlich die Auswirkungen einer "exklusiven" Mutter-Kind-Beziehung auf die Sozialentwicklung des Kindes innerhalb der Kleinfamilie erörtert werden. Aus dem weiteren Verlauf der Arbeit werden sich Kritikpunkte an der bisher fast ausschließlich "Mutter-Kind"-zentrierten Forschung, an den dahinter stehenden gesellschaftlichen Interessen betreffs Rolle der Frau und an der Vernachlässigung des Vaters innerhalb des Erziehungsprozesses ergeben. Nur: aus persönlicher Betroffenheit schreibend interessiert mich hier vor allem die Art und Weise, wie Frauen mit dieser "Erziehungslast" umgehen, emotional und kognitiv, wie sie dabei in ihrem persönlichen Entwicklungsprozeß gefördert bzw. gehemmt werden und wie sie ihre bewußten und unbewußten Einstellungen an das Kind weitervermitteln und dabei dessen Sozialverhalten mitformen.

Vielleicht wird es nach einer solchen Diskussion eher mög-

lich sein, alternative Modelle der Kindererziehung zu durchdenken, wie sie in anderen Gesellschaften üblich sind. Es darf dabei nicht aus den Augen verloren werden, daß die Art und Weise unserer Erziehungsform, nämlich die überragende Bedeutung der Mutter, kulturspezifisch und eng mit den Erziehungszielen der westlichen Industriegesellschaften verbunden ist. In anderen Kulturen, wo das Erziehungsziel nicht in eine autoindividualistische Persönlichkeitsentfaltung einmündet, gibt es andersartige Erziehungsformen, z.B. die Kibbuzerziehung in Israel. Die von uns praktizierte Kindererziehung hat keinen universellen Anspruch. "Die Kibbuzerziehung weist uns darauf hin, daß es neben der uns vertrauten Familienerziehung andere organisatorische Möglichkeiten, die Aufgabe der Kleinkindererziehung zu lösen, gibt; Lösungen, die sehr viel früher und stärker von kollektiver Erziehung Gebrauch machen, ohne deshalb die Beziehungen des Kindes zu seiner Ursprungsfamilie gänzlich aufzugeben oder das Kind einer unpersönlichen entbehrungsvollen Anstaltserziehung zu überantworten. Das soll nicht heißen, daß die in einer besonderen kulturellen Situation geschaffene Kibbuzerziehung etwa Modell der Erziehung in unserer Kultur sein könnte, wohl aber meint es, daß uns die gesellschaftliche Realisierbarkeit der Kibbuz-Erziehung davor zurückhalten sollte, in der uns vertrauten ausschließlichen familialen Erziehung das einzig mögliche oder einzig erforderliche oder optimale Arrangement der Frühsozialisation zu sehen und unser gegenwärtiges pattern der Frühsozialisation in der 'Kernfamilie' soziologisch zu verabsolutieren und zu dogmatisieren. Zwischen der traditionellen, ausschließlich familialen Früherziehung und der traditionellen mit Hospitalismusschäden einhergehenden unpersönlichen Anstaltserziehung gibt es offenbar eine Skala weder im einzelnen durchdachter noch bisher praktizierter organisatorischer Möglichkeiten." (Fürstenau 1967, S. 111)

Um die inhaltlichen Schwerpunkte der Arbeit noch einmal zusammenzufassen - folgende Fragen interessieren:

Wie sehen die konkreten Bedingungen der Interaktion zwischen Mutter und Kind im Alltag aus? Was bringt die Mutter in dieser Interaktion mit ein, was das Kind? Wie verlaufen die Vermittlungsprozesse zwischen Mutter und Kind, wobei der Schwerpunkt auf der affektiven Ebene liegen soll als Rahmenbedingung für kognitive und soziale Entfaltungsmöglichkeiten innerhalb der Beziehung. Wie lassen sich zu diesen Themenbereichen Untersuchungsansätze aus den derzeitigen psychologischen Theorien ableiten, was in einer Analyse der bisherigen Untersuchungspläne und dem Aufzeigen möglicher Forschungsdefizite geschehen soll.

Die Arbeit, die sich u.a. als eine Reanalyse einiger empirischer Untersuchungen zur Mutter-Kind-Beziehung unter einem spezifischen Aspekt (nämlich dem Sozialverhalten des Kindes) versteht, konzentriert sich auf folgende Schwerpunkte:

1. Die historische Entwicklung der Hausfrauen- und Mutterrolle.
2. Das mütterliche Leitbild in unserer Gesellschaft.
3. Der weibliche Lebenszusammenhang: Haushalt, Familie, Beruf.
4. Weibliches Bewußtsein.
5. Psychische Aspekte der Mutterschaft
6. Psychoanalytische Theorie der Mutter-Kind-Beziehung
7. "Mutterentbehnung"
8. Interaktionsanalyse
9. Geschlechtsspezifische Erziehung

M Ü T T E R - F R A U E N

1. DIE MUTTERROLLE - IHRE HISTORISCHE ENTWICKLUNG

Der hier eingeführte Rollenbegriff umfaßt neben den gesellschaftlichen Erwartungen an eine Mutter auch ihre persönliche Interpretation dieser Erwartungen (Krappmann, 1971). Daraus folgt für sie das Erleben eines konstanten Selbstbildes, einer "Ich-Identität" (Erikson, 1966), verstanden als Integrationsleistung der Orientierung sowohl an den Erwartungen der anderen wie auch an der eigenen Besonderheit. In den Aufbau einer individuellen Identität gehen also durch die Auseinandersetzung mit sozialen Erwartungen gesellschaftliche Bedingungen mit ein.

Es soll untersucht werden, wie es Frauen früher und unter heutigen Bedingungen gelingt, eine solche Identität zu entwickeln, nämlich die Miteinbeziehung der Bedürfnisse der anderen in das Ich-Bewußtsein, ebenso wie die Abgrenzung von diesen aufgrund persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen. Ist eine Form des Mutterseins möglich, die auch noch Platz läßt für die Bedürfnisse der eigenen Person, die nicht mehr den Anforderungen der Familie geopfert werden und für die Identität der Kinder, die nicht den Erwartungen der Mütter untergeordnet zu werden braucht.

Nicht immer war die Mutterschaft gleichbedeutend mit dem Verzicht auf berufliches und gesellschaftliches Engagement für die Frau, wie das heute als Selbstverständlichkeit von der Mehrheit der Bevölkerung angenommen wird (Held/Levy, 1974). Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts wird die eminente Bedeutung von einer konstanten Bezugsperson, nämlich der Mutter, immer wieder herausgestellt. Frühere Kindergenera-

tionen wurden teilweise von Ammen bzw. sich abwechselnden Verwandten aufgezogen, da die Mutter neben ihrer Sorge für das Kind noch vielen anderen Verpflichtungen nachzugehen hatte. Sie war eben nicht auf eine "enge" Mutterrolle mit wenigen alternativen Verhaltensmöglichkeiten festgelegt wie die Mehrzahl der Frauen heute, sondern sie war Inhaberin verschiedener gesellschaftlich anerkannter Rollen und deshalb wesentlich mehr in die Gesellschaft integriert als heute.

In den vorindustriellen Gesellschaften des Westens (Mittelalter) war die Frau Vorsteherin des "ganzen Hauses"; damit war der große Bereich der Hauswirtschaft gemeint, der alle produktiven und wirtschaftlich notwendigen Arbeiten im Haus umfaßt. Die Tätigkeit der Frau war eine sehr wichtige Arbeit für ihr Wohlergehen und das ihrer Angehörigen. Sie mußte sich um die Lebensmittelherstellung und um die Erziehung und Pflege der Kinder kümmern, was damals z.B. neben der Sorge für die Kinder auch den Betrieb einer Geflügelzucht bedeuten konnte, ebenso wie die Leitung einer Produktion oder die Verfügung über ein Einkommen. Zog der Mann in den Krieg oder fiel durch andere Lebensumstände aus, so wurde sein Arbeitsbereich von der Frau mit übernommen und verwaltet. Frauen waren damals erheblich mehr als heute in wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeiten innerhalb der Gesellschaft integriert, und es ist wahrscheinlich, "daß sich das Bewußtsein von weiblicher Identität leichter einstellte und aufrechterhalten ließ als heute." (Hammer 1977, S. 98). Der Ablauf der Kindheit und die Erwachsenenrolle der Frau umfaßten genau umrissene soziale und wirtschaftliche Funktionen, die dem kleinen Mädchen im Erziehungsprozeß vermittelt wurden und ihm das Erlebnis eines kontinuierlichen Selbstbildes erleichterten.

Die scharfe Trennung zwischen Arbeitsplatz und Heim und damit die Herausbildung der Kernfamilie ist erst eine

"Errungenschaft" der Industrialisierung. Eine Folge davon ist die zunehmende Einengung der Betätigungsmöglichkeiten von Frauen in der Gesellschaft, ihre immer reproduktiver werdende Arbeit zuhause, da im Vergleich zu früher die notwendigen produktiven Arbeiten fehlen. Die Entwicklung der modernen Familie ist nicht denkbar ohne die "langsame und stetige Verschlechterung der Position der Frau innerhalb des Hauses" (Aries P. 1975), gekoppelt mit der Entstehung von "Beziehungsarbeit" als Frauenarbeit und dem Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Mit dem Ideal der nicht-mitarbeitenden Ehefrau des Bürgertums entstand die Vorstellung der Kindheit als eines eigenständigen Lebensabschnittes. In der bürgerlichen Familie verlor die Frau mehr und mehr ihre wichtige ökonomische Funktion, als da waren Lebensmittelherstellung, Dienstleistungen für Mann und Kinder etc. Diese Aufgaben wurden allmählich während des Industrialisierungsprozesses an außerhäusliche Arbeitsplätze delegiert. Heute ist das Instandhalten und Pflegen einer 2-3 Zimmerwohnung kein Arbeitspensum mehr, das eine kinderlose Ehefrau unterhalb der Woche ganztags beschäftigt. Solche Frauen sind meistens berufstätig, in der "BRIGITTE"-Studie von 1973 sind sie mit nur 5 % in der Stichprobe vertreten.

Die Sorge für die Kinder und deren Erziehung verblieb der Ehefrau innerhalb der bürgerlichen Familie, ihr wurde die Hauptverantwortung für die Entwicklung der Kinder übertragen. Die Festlegung der Frau auf die Kindererziehung bedeutet eine Einengung ihres bisherigen Tätigkeitsbereichs, ein Rückzug aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Vor der Industrialisierung war es noch üblich gewesen, daß sich Mann und Frau in der Arbeit im Haus teilten. Gesellen wurden eingestellt, Kinder wurden früh in die Lehre gesteckt, so daß es den Frauen zeitlich möglich war, unabhängig von ihren Männern Arbeiten auszuführen, wie z.B. die amerikanische Siedlerfrau, die pflügen, schießen und

die Kinder aufziehen konnte ebenso wie die Ehefrauen in England, die im 14. Jhdt. als "Brauerinnen, Bäckerinnen und Spinnerinnen" aufgeführt wurden (Oakley, A., 1974). Heute ist die Entwicklung von Selbstbewußtsein und Identität bei Frauen zwangsläufig mit der negativen bzw. positiven Entwicklung der Kinder gekoppelt. Bei der Erziehung der Kinder, dem wichtigsten Profilierungsfeld für Frauen heute, können sie ihre Leistungen und ihren Erfolg anschaulich zeigen. Die Folgen dieser Konstellation für Mütter und Kinder will ich in dieser Arbeit besprechen.

II. DAS MÜTTERLICHE LEITBILD IN UNSERER GESELLSCHAFT

Ehe und Mutterschaft gelten innerhalb unserer Gesellschaft als das zentrale Bestimmungskriterium für die Rolle der Frau, das gilt auch bei wachsender Berufstätigkeit der verheirateten Frau und der Mutter von kleinen Kindern. 55 % der westdeutschen Frauen, ob sie nun berufstätig sind oder nicht, definieren sich über Haushalt und Familie, während sich 33 % als berufs- und leistungsbezogen erleben ("BRIGITTE", Gruner u. Jahr, 1973). Die Verringerung von Eheschließungen und der Geburtenrückgang scheinen eine gegenläufige Tendenz anzudeuten, was wahrscheinlich eine allmähliche Auflösung der bürgerlichen Familie mit dem Verlust ihrer ökonomischen Funktion widerspiegelt. Die Weigerung der Frauen, mehr Kinder in die Welt zu setzen, könnte ihren "stillen" Protest gegen das gesellschaftliche Leitbild der perfekten, sich für die Familie aufopfernden Mutter sein. Trotz des sich indirekt manifestierenden Unbehagens an der traditionellen Frauenrolle bleibt die Mehrheit der Frauen verheiratet. Die Unausweichlichkeit der Familienkarriere bedeutet, daß jene Frauen, die überhaupt nie heiraten, eine Ausnahme darstellen. Der Ledigenanteil der Frauen erreicht ca. 15 % und pendelt sich ab dem Alter von 30 Jahren auf dieser Stufe ungefähr ein (Heldt/Levy, 1974, S. 122).

Die steigende Erwerbstätigkeit von Frauen, immerhin von 1961 - 1971 um 1,3 Mill., das ist eine Zunahme von 44 % (Koch, 1974, S. 78) und besonders die vermehrte Berufstätigkeit von Müttern mit kleinen Kindern (eine Zunahme von 79 % im Zeitraum von 1950 - 1971, d.h. von 1,5 Mill. auf 2,7 Mill. (aus: Koch, 1974, S. 84) geben den Anschein, als hätten Frauen innerhalb der Gesellschaft die Möglichkeit, sich auch außerhalb ihrer Beziehungen zu Ehemann und Kindern in beruflichen Positionen zu profilieren und Karrie-

re zu machen. Der Schein trügt. Die Mehrzahl der Frauen arbeitet in unterprivilegierten Berufspositionen. 3/4 der Arbeiterinnen in den Ländern der EWG sind ungelernte oder angelernte Arbeiterinnen. In der BRD beträgt der Prozentsatz der Facharbeiterinnen an der Gruppe der Arbeiterinnen 13 % (Pross 1973, S. 20). Es sind vor allem Frauen aus der Unterschicht, die aus finanzieller Not in der Elektroindustrie bzw. in der Metallindustrie am Fließband stehen und Akkord arbeiten, fast immer zu niedrigeren Löhnen als ihre männlichen Kollegen (sog. Leichtlohngruppen). In der Anwerbung dieser Frauen bezieht sich die Industrie auf die "spezifisch weiblichen Tätigkeiten", z.B. Genauigkeit der Fingerfertigkeit, die den Frauen angeblich wegen "ihrer natürlichen Begabung" besser gelingen würde als den Männern. Neben der beruflichen Diskriminierung von Frauen sowohl in den niedrigen als auch in den höheren Positionen, in denen nur ein verschwindend geringer Prozentsatz von Frauen zu finden ist, entwickeln die Frauen auch selbst wenig Karriereehrgeiz und zeigen eher Angst vor dem Leistungserfolg (Orden/Bradburn 1968/69, S. 397; Horner, M., 1969). Sobald eine Rezession droht und Arbeitsplätze aus Rationalisierungsgründen eingespart werden müssen, sind die Frauen die ersten, die mit ihrer Entlassung rechnen müssen. Zur Zeit wird so auch immer wieder in der Presse und in den Medien von staatlicher Seite auf darauf hingewiesen, daß die derzeitigen Arbeitslosen eigentlich keine "richtigen" Arbeitslosen seien, weil darunter viele Frauen seien, die ihrem "natürlichen Wesen" entsprechend eigentlich zur Familie nach Hause zurückkehren sollten.

Für die Gesellschaft bleibt also die Familie der Frau, ihre Beziehung zu ihrem Mann und zu ihren Kindern, das Hauptbestimmungskriterium für ihre soziale Identität. "Denn trotz der massenhaften außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der Frau ist es für unser gesellschaftliches System notwendig, daß die Frauen auch in Zukunft die Haus- und Kinderarbeit im

Rahmen der Kleinfamilie möglichst billig und in einer spezifischen Art und Weise verrichten, was natürlich nur möglich ist, solange man die verschiedenen Rollen der Geschlechter aufrechterhält und man die Durchführung der Haushalts- und 'Muttertätigkeiten' als natürliche Wesensbestimmung der Frau definiert." (Stefan, R., 1975, S. 57).

Es sollen die verschiedenen Aspekte der Mutterrolle in der heutigen Gesellschaft zusammengetragen werden:

1. Ehe und Kindererziehung

Hauptbestimmungsmomente der weiblichen Laufbahn sind Ehe und Kindererziehung, sie engen den individuellen Verhaltensspielraum in der persönlichen Biographie erheblich ein. Für die Mehrheit der Frauen ist mit der Verheiratung und Mutterschaft die Diskriminierung im innerfamiliären Bereich verbunden, ebenso eine Überbelastung als berufstätige Mutter (Rollenüberschuß) bzw. eine mögliche Unterforderung (Rollendefizit) als Nur-Hausfrau. Diese beiden Extrempunkte des weiblichen Rollenverhaltens werden später noch ausführlich diskutiert. Eine ähnlich extreme Konstellation ist im Rollenverhalten des Mannes nicht erkennbar.

Nach bestehender gesellschaftlicher Erwartung ziehen sich die meisten Frauen nach ihrer Eheschließung und Mutterschaft aus den öffentlichen Bereichen (Politik, Geschäftsbereich) zurück und nehmen auch weniger Kommunikation auf mit außerfamiliären Gruppen und Instanzen. Es ist immer noch selbstverständlich für viele Mütter, zehn bis zwanzig Jahre ihres Lebens (je nach dem Alter der Kinder) der Kindererziehung bzw. der Haushaltsführung zu "opfern". Nur eine geringe Minderheit dieser Frauen wird nach dem Erwachsenwerden der Kinder wieder berufstätig. Diese Entwicklung wird sicher durch die oben angesprochene außerfa-

miliäre Diskriminierung der Frau im Berufsleben unterstützt. Konkret bedeutet das für die Mutter, daß sie einen der produktivsten Abschnitte ihres Lebens von der gesellschaftlichen Öffentlichkeit isoliert verbringt, gerade aber in dieser Zeit als Modell auf die spätere Sozialentwicklung des Kindes einen entscheidenden Einfluß hat. Trotzdem wird gerade die ausschließliche Konzentration der Frau auf Haushalt und Kinder von Pädagogen und Psychologen undifferenziert gefordert, ohne dabei das männliche Rollenleitbild in Frage zu stellen: "Dazu gehört die Zahlung eines Müttergeldes und die Wohnraumbeschaffung für alleinstehende Mütter, damit gegen den Sog der Frauenarbeit in der Industriegesellschaft die Voraussetzungen für die Bereitschaft geschaffen werden, das eigene Kind auch selbst aufzuziehen... In diesen und anderen Hinsichten geht es darum, in der Gesellschaft eine neue Hochschätzung des Zusammenseins zwischen Mutter und Kind, der Mütterlichkeit und der Arbeit der Mutter in Familie und Haushalt zu fördern. In den allgemeinbildenden und weiterführenden Schulen, in Volkshochschulen, Mütterschulen und Hochschulen könnte durch das Angebot einer mütterlichen Erziehungslehre schon früh der Wille der angehenden Frauen und Mütter geweckt werden, ihren Mutterpflichten und der Hausfrauenarbeit nachzukommen" (Schmalohr, E., 1975, S. 207).

2. Vorstellung von einem individuellen Ich

Frauen werden über ihre Beziehung zu Mann und Kind definiert, sie erhalten ihre gesellschaftliche Identität mittels ihrer Beziehungen zu anderen. Dem Mann wird Eigenständigkeit und Unabhängigkeit zugebilligt, bei der Frau entwickelt sich die Vorstellung von einem individuellen Ich nur langsam. Erikson konnte noch 1968 schreiben: "die Identität einer jungen Frau bestimmt sich zu einem großen Teil dadurch, wie

sie auf den Mann (oder die Männer) wirkt, von dem sie gesucht werden möchte, und durch die Art, wie sie ihre Auswahl trifft." (Erikson, 1966, S.83) Die kulturelle Definition von "Weiblichkeit, nämlich u.a. Einfühlungsvermögen, Anhänglichkeit, emotionale Ansprechbarkeit, werden dem kleinen Mädchen sehr früh schon im Erziehungsprozeß vermittelt. Unabhängige, aggressive Verhaltensweisen werden weniger häufig erlernt, sie sind aber die Voraussetzung für ein abgrenzendes Ichbewußtsein. "Frauen tendieren dazu, durch andere und in der Reaktion auf andere zu leben - vereinfacht könnte man sagen, ihr Gefühl für die Grenze zwischen Ich und dem Anderen sei schwach entwickelt -, und es fallen ihnen daher im allgemeinen bestimmte Dinge schwer, die die sichere Gewißheit vom Vorhandensein eines eigenständigen Ich voraussetzen." (Hammer, 1977, S. 12)

3. Berufstätige Mütter

Berufstätige Mütter sind häufig überlastet. Sie haben nicht zwischen den herkömmlichen Alternativen Kinder oder Berufstätigkeit gewählt und sich für eine von beiden entschieden, sondern sie wollen weder ausschließlich im beruflichen Bereich tätig sein noch auf Kinder verzichten. In ihrem Versuch, Familie und Beruf zu vereinbaren, was bei dem Mann als Selbstverständlichkeit akzeptiert wird, stoßen die Frauen auf eine weitgehend verständnislose Öffentlichkeit. Das Angebot an qualifizierten Institutionen zur Betreuung von Kindern (besonders Kleinkindern) ist gering, vor allem Betreuungsstätten, die nicht nur die Kinder verwahren sondern auch während der Abwesenheit der Mutter sie intensiv fördern. Außerdem steht die soziale Umwelt der berufstätigen Mutter weitgehend ablehnend gegenüber, man vermutet "egoistische" Motive oder die "Flucht vor dem Haushalt". Diese Einstellung wird von einem Teil der Frauen übernommen und kann durch das eigene Schuldbewußtsein negative Auswirkungen auf

die Beziehung zum Kind haben (ängstliche, verwöhnende Haltung der Mutter).

Die "Doppelrolle" der Frau beinhaltet also nicht eine Veränderung des weiblichen Rollenverhaltens hin zu einer größeren Miteinbeziehung der gesellschaftlichen Bereiche, sondern zu den traditionellen Pflichten einer Hausfrau und Mutter kommen jetzt noch zusätzlich die Aufgaben einer Berufstätigkeit. Bei dem Mann spricht man bezeichnenderweise nicht von einer Doppelrolle. Die "Doppelrolle" als modernes Frauenleitbild enthält genauso die Basis des traditionellen Leitbilds. Die "emanzipierte Frau" überarbeitet sich in der Doppelrolle, kommt weder zuhause noch im Beruf zum Ziel, muß Niederlagen einstecken und bleibt dadurch für den Mann ungefährlich. Die Belastungen einer berufstätigen Mutter variieren schichtenspezifisch je nach dem Ausmaß der zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen. Frauen der Mittel- und Oberschicht können sich eher durch Hausangestellte, Dienstleistungsservice usw. entlasten. Frauen in der Unterschicht sind auf die Unterstützung von Verwandten angewiesen oder ausschließlich auf sich selbst.

Da von staatlicher Seite Unterstützungen für berufstätige Mütter fehlen (Ausnahme: Projekt Tagesmutter), ist jede Frau darauf angewiesen, individuelle Lösungsmöglichkeiten für ihre Entlastung zu finden (Betreuung des Kindes, Haushaltsführung usw.). Angesichts dieser Situation ist es unrealistisch, Frauen zur Rückkehr in den Beruf aufzufordern, um auf diese Weise ein "emanzipatorisches Bewußtsein" zu erlangen. "Vor dem Eintritt in das Berufsleben sei die Frau nur von 'gängigen Vorstellungen, Stereotypen, Vorurteilen, also von dumpfer Irrationalität geleitet, aus der sie dann aber wie Phönix aus der Asche hervorgeht." (Prokop, U., 1976, S. 31)

Es sind vorwiegend finanzielle Motive, die Frauen berufs-

tätig werden lassen. H. Pross führt in ihrer Studie zwei Motive dafür an: das niedrige Durchschnittseinkommen des Mannes und der niedrige durchschnittliche familiäre Lebensstandard. Frauen mit hohem Durchschnittseinkommen des Mannes und einem hohen durchschnittlichen Lebensstandard "werden im allgemeinen nicht berufstätig" (Pross H., 1973, S. 168). Sie zählt dann auf: "Nicht-wirtschaftliche Motive: Freude an der Arbeit, Kontakte, Unabhängigkeit, werden überall weitaus häufiger von Angestellten als von Arbeiterinnen genannt. Arbeiterinnen arbeiten beinahe ausnahmslos, weil sie müssen und nicht weil die Arbeit oder der Umgang mit Menschen Freude macht oder die Hausarbeit allein nicht befriedigt oder weil sie unabhängig sein wollen. Darin besteht kein Unterschied zwischen Facharbeiterinnen, Ungelernten und Angelernten." (Pross, H., 1973, S. 60)

4. Belastungsüberschuß - Belastungsdefizit

Held/Levy führen in der Diskussion der Rollenbelastung der verheirateten Frau die Begriffe des Belastungsüberschusses oder des Belastungsdefizits ein. Sie orientieren sich mit dieser Vorstellung an der These einer möglichen optimalen Rollenbelastung für eine bestimmte Person (Held/Levy, 1974, S. 169). Verheiratete Frauen haben im Vergleich zu Männern am oberen und unteren Skalenende oft extreme Werte. Darin spiegelt sich die Überbelastung der berufstätigen Mutter wider und gleichzeitig die Unterbelastung z.B. von Müttern erwachsener Kinder, die nicht wieder berufstätig werden. Sie haben wahrscheinlich ein zuwenig an Aufgaben und Pflichten, können sich aber trotzdem überarbeitet vorkommen, weil sie sich wegen ihrer Unausgefülltheit mit banalen Dingen des Alltags intensiv beschäftigen, (Putzzwang). "Das persönliche Belastungsoptimum kann, etwa beim gleichzeitigen Vorhandensein von miteinander nur schwer zu vereinbarenden

Rollen, in Richtung eines Übermaßes an Beanspruchung überschritten werden, oder es kann, etwa im Fall des Fehlens einer sozial bedeutungsvollen Rolle, in Richtung einer Unterbeanspruchung (subjektiv erlebt z.B. als "Unausgefülltsein") unterschritten werden." (Held/Levy, 1974, S. 170).

Psychosoziale Belastung und physische Belastung laufen nicht unbedingt parallel. Bei berufstätigen Frauen (angelernten bzw. ungelernten Arbeiterinnen) kann physische Überbelastung neben psychischer Unterbelastung vorkommen. Ebenso gibt es Hausfrauen (sog. "Grüne Witwen"), die ihr Belastungsdefizit aus mangelnder Anregung und Kommunikation kompensieren, indem sie wegen der objektiven Unterbelastung geringfügige Arbeiten ausbauen und damit subjektiv eine Überbelastung erleben. Dies können Tätigkeiten im Haus sein, aber ebenso die andauernde Sorge um die Kinder, um die sie sich intensiv kümmern, so daß sie die Umwelt schwer durch ihre eigene Initiative erobern können. Bei einer Frau, die zuhause ist und auch ihren Mann wegen seiner möglichen tendenziellen Abwesenheit nur wenig zu Gesicht bekommt, könnte man ebenso eine psychische Unterbelastung vermuten.

Die objektive Belastung der Frau läßt sich durch Zeitbudget-Untersuchungen messen, und diese zuverlässige Erhebungsmethode wird von verschiedenen internationalen Studien benutzt. Man registriert dabei an einem Stichtag alle Aktivitäten der betreffenden Person während 24 Stunden. Nach den Untersuchungsergebnissen haben Frauen weniger Zeit für Freizeit und Erholung als Männer, ebenso schlafen sie weniger. Diese Resultate gelten für berufstätige wie nichtberufstätige Frauen (Held/Levy, 1974, S. 170).

Die Möglichkeiten, Belastungsdefizite bzw. Belastungsüberschüsse der weiblichen Rolle besser zu strukturieren bzw. zu organisieren, variieren schichtenspezifisch. Die Über-

tragung der Haushaltsaufgaben auf Hausangestellte in der Mittelschicht wurde oben bereits angesprochen, die psychische Unterbelastung läßt sich hier ebenso aufgrund finanzieller Ressourcen besser planen und strukturieren. Trotzdem ist auch die Mittelschichtfrau ebenso wie die Arbeiterin mit ihrer beruflichen Diskriminierung konfrontiert und mit ihrer innerfamiliären Diskriminierung. Als Ausweichmöglichkeit bietet sich für sie die Teilnahme an einer weiblichen Subkultur an: einer Art "Feminitätskultur" der Mode- und Schönheitswerte, welche die Diskriminierungsspannungen zum größten Teil gegenstandslos machen und eine soziale Absetzung bzw. einen Rückzug von der gesellschaftlichen Öffentlichkeit bedeuten. Die subkulturelle Differenzierung ist abhängig von der außerhäuslichen Diskriminierung. "Dabei ist vermutlich die Einschätzung der Chancen, in den diskriminierten Bereichen eine befriedigende Position zu erreichen, ausschlaggebend. Werden diese Chancen (individuell und kollektiv) als gering eingeschätzt, so ist die Wahrscheinlichkeit der subkulturellen Differenzierung groß." (Held/Levy 1974, S. 25)

Innerhalb der Unterschicht fehlen die Mittel, um intensiv an einer spezifisch weiblichen Subkultur teilzunehmen. Meistens verstärkt die physische Überlastung die Tendenz zur Anpassung durch den individuellen Rückzug. Möglich sind zusätzlich psychische Erkrankungen, psychosomatische Symptome, Schmerzmittelsucht, Alkoholismus. Durch die Heirat ergibt sich für Frauen aus unteren Schichten die Möglichkeit, an einer "Fraulichkeitskultur", ausgerichtet auf das Familienleben, teilzunehmen. Damit wird die Bedeutung der Beschäftigungsrolle (d.h. der außerfamiliäre Bereich) und die eigene Diskriminierung vermindert. Anstelle der individuellen Rückzugslösung wird hier die "kollektive in Form der subkulturellen Differenzierung" gewählt. (Held/Levy, 1974, S. 26). Bei einer "Aufstiegsheirat" wird die Abhängigkeit vom Mann durch die zusätzlichen Ressourcen

noch verstärkt. Arbeiten erscheint dann den meisten Frauen als ein "Muß", was auch eventuell den Widerstand der Mütter mit erwachsenen Kindern, wieder in ihren Beruf zurückzukehren, oder eine andere Arbeit aufzunehmen, erklären mag. Dadurch wird die endgültige Aufgabe der Berufsrolle erleichtert.

5. Idealisierung der Mutterrolle

In unserer kulturellen Tradition sind Normen und Verhaltenserwartungen mit der Mutterrolle verbunden, die eine idealisierende Sicht des Mutterseins bis hin zur "Mutterschaftsmystik" widerspiegeln. Verhaltensannahmen wie selbstlose, aufopfernde Liebe; keinerlei Haßgefühle gegenüber dem Kind, völlige Übereinstimmung der Interessen von Mutter und Kind verdeutlichen dies.

Es gibt innerhalb der psychoanalytischen Theorie Ansätze, die Idealisierung der Frau und der Mutterschaft als Abwehr latenter Feindseligkeiten und Ängste zu erklären, und zwar sowohl vom Mann wie auch von der Frau. Für die Frau könnte die ausschließliche positive Einschätzung des Mutterseins den Versuch bedeuten, ihre feindseligen, ambivalenten Gefühle ihrem Kind gegenüber zu leugnen.

Die Idealisierung der Frau geht parallel mit ihrer Verachtung, nach Freud beides ein Versuch des Mannes bzw. Sohnes, seine ödipale Eifersucht zu bewältigen. Neuere psychoanalytische Autoren vertreten die Auffassung, daß beide Komponenten, Haß wie Idealisierung, in der ganz frühen Angst des Kindes vor der Überwältigung durch die archaische Mutter wurzeln. Sie seien nur die Rache für die narzißtische Kränkung durch die Mutter (David, 1974, S. 71). Der Mann wird versuchen, "das infantile Verhältnis zur Mutter umzukeh-

ren, aktiv das zu leben, was er passiv erleiden mußte, kurz, aus ihr das abhängige Kind zu machen, das er selbst gewesen ist." (Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 161)

Mit der Idealisierung der Mütterlichkeit werden mehrere Ziele erreicht:

- a) Dem Ideal der perfekten, sich aufopfernden Mutterliebe wird die Mehrheit der jungen Frauen zumindest nach der Geburt des ersten Kindes nachstreben. Da die Realität ja ganz anders aussieht - das Baby weint viel, es verlangt nach andauernder Sorge und Pflege und bindet seine Mutter an sich, es reißt die Mutter oft monatelang aus ihrem Schlaf - stellt sich bald eine Ernüchterung auf Seiten der Mutter ein. Sie ist keineswegs die selbstlose, liebevolle Mutter, die sie nach der öffentlichen Meinung sein sollte. Sie weiß überhaupt nicht, was sie mit dem "Schreihals" anfangen soll, fühlt sich völlig hilflos dem Kind gegenüber und trägt ein andauerndes schlechtes Gewissen mit sich herum, weil sich das selbstverständliche, "hehre" Gefühl der Mütterlichkeit bei ihr nicht einstellt. Die Idealisierung der Mutter, die immer für ihre Kinder da sein soll und sie alle gleich "von Herzen" lieben soll, macht Frauen oft zu Wettläufern, die einem unerreichbaren Ideal nacheifern und oft während ihrer Anstrengungen ohnmächtig zusammenbrechen.
- b) Es gibt nur wenige Frauen, die sich gegen den gesellschaftlichen Sog wehren und sehr wohl ihre eigenen Bedürfnisse gerade als Mutter betonen und ihrem Kind gegenüber durchsetzen. Es erfordert Unabhängigkeit und Selbstvertrauen herauszufinden, wo man dem eigenen Kind gegenüber sich abgrenzen kann. Gerade das abstrakte Ideal der Mütterlichkeit ist deshalb so unangreifbar, weil es nicht im konkreten überschaubaren Zusammenhang des Alltags erprobt wird, sondern in einer diffusen

Unverbindlichkeit von Politikern, Kirche, Erziehern und sozialwissenschaftlichen Forschern gefordert wird. Die Mütter sind mit dem Alltag alleingelassen und werden dann Erziehungsberatungen mit ihrer Unzufriedenheit und ihren ambivalenten Einstellungen den Kindern gegenüber beschäftigen. "Wir alle haben bis zu einem gewissen Grad die Propaganda verinnerlicht, daß Mütter gebenedeit, allgütig, allverstehend, allgewährend zu sein hätten, hoch schwebend über den Niederungen nichtiger Affekte und folglich jeder kritischen Analyse entrückt." (Barron McBride, 1974, S. 16)

- c) Eine mögliche Kehrseite der Mutterschaftsmystik ist die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber der Last des Mutterseins. Die Freude der Mutter über die Entwicklung ihres Kindes, ihre liebevolle Zuwendung und Sorge für es werden verstanden und akzeptiert. Haßgefühle der Mutter auf ihr Kind werden ignoriert, es hat sie einfach nicht zu geben. Trotzdem oder gerade deshalb sind es oft die aggressiven Gefühle der Mutter, die dem unbeteiligten Beobachter an Spielplätzen, in Straßenbahnen usw. auffallen. Haß im Umgang der Mutter mit dem Kind ist auf jeden Fall vorhanden, er fließt unkontrolliert in das "Erziehungsverhalten" der Mutter mit ein und verbirgt sich hinter gängigen Aussprüchen wie diesem: "Man muß seinen Willen von Anfang an brechen! Das Schlimmste ist, ein Kind zu verwöhnen!" u.a. Die meisten Mütter sind nicht in der Lage über ihren Haß auf das Kind, das immer wieder ihre Aufmerksamkeit verlangt, und sie in ihren Beschäftigungen stört, zu sprechen, sich ihn und dem Kind bewußt zu machen und damit auseinanderzusetzen. Indem man ein Gefühl ignoriert, schafft man es nicht aus der Welt, im Gegenteil werden sich vermutlich die unkontrollierten aggressiven Durchbrüche häufen. Dazu ein Beispiel aus der Zeitung, wie man sie dort wöchentlich immer wieder neu lesen kann: "Totge-

quälter Bub wog nur noch 15 Kilo! 5 Jahre Haft für die Mutter des Kindes!" Eine Mutter hatte ihren fünfjährigen Buben totgeprügelt, weil er seine Nudelsuppe nicht aß. Die Mutter, eine kleine, schüchtern wirkende Frau sagte: "Ich weiß immer noch nicht, wieso es dazu kommen konnte. Das ist eine Tat, die ich nie begehen wollte". Sie ist 39 Jahre alt. Sie hat selber bis zum Alter von 18 Jahren vom Vater Schläge bekommen und mußte sich dabei entblößen. Außerdem mußte sie sexuelle Gewalttätigkeiten des Ehemannes über sich ergehen lassen. Das Kind hatte starkes Untergewicht und am Kopf handtellergröße, kahle Stellen und Spuren anderer schwerer Mißhandlungen. Das Urteil: 5 Jahre Haft. Richter: " Dieses Urteil soll abschreckend für alle die Menschen sein, die ihre Kinder quälen."

Anstatt die Umstände zu erforschen und anzuprangern, die eine Frau zu einer solchen Tat treiben können, wird hier der Frau die alleinige Verantwortung zugeschoben. Die hohe Zahl der Kindesmißhandlungen in der BRD oder der im Volksmund benutzte Ausdruck der "Rabenmutter" lassen vermuten, daß dieses zitierte Beispiel nicht alleine dasteht.

III. DIE FAMILIE - ALS DER MÜTTERLICHE LEBENSBEREICH

Der "weibliche Lebenszusammenhang" (Prokop 1976), d.h. der Bereich des Haushalts, der Familie, des Freundes- und Bekanntenkreises der Frau, ihre Berufstätigkeit, auf den sich die Frau eindeutig bezieht, wurde in der bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung ignoriert bzw. vernachlässigt. Dieser Zusammenhang galt als ein Relikt der vorindustriellen Produktion, oder als eine private Rückzugsmöglichkeit für den Mann, um sich von dem Verschleiß seiner Arbeitskraft zu erholen, oder als die "Keimzelle" des Staates, in der die zukünftigen Konsumenten bzw. Arbeitskräfte erzogen wurden. Der Frau wurde für diesen Bereich zwar die Hauptverantwortlichkeit zugeschrieben, aber die Erforschung ihrer Bedürfnisse, ihres Empfindens wurde weitgehend vernachlässigt. So beschrieb man zwar in familienpsychiatrischen Ansätzen den Einfluß der "krankmachenden" Mutter (schizophrenogene Mutter) auf das Kind, aber warum diese Mutter so und so reagierte, blieb im Dunkeln. Die Frau befand sich wieder in der Sünderbockrolle, sie hatte eben für das Kind eine "perfekte" Mutter zu sein. "Was immer sie (die Familie, v.m.) bot, sie bot es nicht für die Frau: für sie wurde gerade Häuslichkeit und Intimität zu einer neuen Form von Arbeit und Entäußerung. Die Beschreibung der modernen Familie als Instanz für die Reproduktion "der" Arbeitskraft vermeidet in ihrer vorgeblichen und vorgeblichen wissenschaftlichen Geschlechtsneutralität systematisch nicht nur die Frage, wer denn eigentlich wen produziert, sondern auch die weitere, wer denn eigentlich die Arbeitskraft der Frau reproduziert." (Bock, G., Duden, B., 1977, S. 167)

1. Die Kleinfamilie

In wichtigen soziologischen und psychoanalytischen Forschungsansätzen zur Kernfamilie wird die traditionelle Geschlechtsrollentrennung innerhalb der Kleinfamilie eingehend analysiert und durch Deutungshypothesen bestätigt. Parsons/Bales weisen der Frau in der Kernfamilie eindeutig die expressive Funktion zu im Gegensatz zu der instrumentellen Funktion des Mannes (Parsons/Bales, 1955). Die Möglichkeit eines gefühlshaften, anteilnehmenden Umgangs mit dem Kind für den Mann wird in diesem Modell ebenso wenig berücksichtigt wie das Engagement der Frau im außerfamiliären Bereich für Beruf und sachbezogene Interessen, auch wenn bis jetzt nur eine Minderheit von Müttern diese Möglichkeit nützt. Die Bedeutung des Vaters als Vertreter der familiären Belange im gesellschaftlichen Bereich und Hauptvermittler zwischen dem gesellschaftlichen System und dem familiären Subsystem hat sich in einer hochindustrialisierten Gesellschaft erheblich gemindert (Mitscherlich, A., 1963). Die Mutter aber übernimmt nur zögernd einen Teil der Aufgaben des Vaters, sie bleibt weiterhin zuständig für die emotionalen Bedürfnisse des Kindes. Sie "pflegt innerhalb der Familie diejenige zu sein, an die sich alle wenden, die allein Hilfe bringen kann, wenn man sich schwach und elend fühlt. Außerhalb der Familie besitzt sie allerdings selten eine dem Mann entsprechende Position. Dort besteht eher die Tendenz - auch der eigenen Familie - sich lächerlich über sie zu machen oder sich ihrer gar zu schämen." (Mitscherlich - Nielsen, M., 1978, S. 683). Die gesellschaftliche Bedeutung der Kleinfamilie sehen sozialwissenschaftliche Forscher hauptsächlich um die Person des Vaters konzentriert, Parsons meint, "daß im Durchschnitt die Beteiligung des Vaters an den Angelegenheiten der sozialen Gruppe, die über die Familie hinausreichen, größer und wichtiger ist, als diejenige der Mutter." (Parsons, 1951)

Lidz hat in seinen Untersuchungen den Ansatz von Parsons aufgenommen und für die Identitätsbildung des Kindes innerhalb der psychoanalytischen Theorie weiter entwickelt. Seiner Ansicht nach sind für das Mißlingen einer ausreichenden Ich-Integration beim Kind unklar definierte Geschlechts- und Generationsrollen der Eltern innerhalb der Kernfamilie verantwortlich. Im Gegensatz zu anderen Psychoanalytikern wie Richter und Bettelheim, die u.a. eine rigide Rollentrennung zwischen den Geschlechtern als ursächlich für psychosomatische Beschwerden ansehen, argumentiert Lidz umgekehrt: nur durch eine elterliche Koalition, indem sich die Eltern in ihren getrennten Rollen gegenseitig unterstützen, vermag das kleine Kind die ödipale Situation zu bewältigen und sich allmählich von der Familie abzulösen. Für die Rolle der Frau innerhalb der Familie ist ihre anatomische Beschaffenheit entscheidend. "Die weibliche Rolle leitet sich von der biologischen Struktur der Frau her. Sie ist auf Betreuung und Erziehung der Kinder sowie auf die Schaffung und Erhaltung eines Heimes bezogen. Die Frau muß also ein besonderes Interesse an zwischenmenschlichen Beziehungen und an emotionaler Harmonie haben - sie spielt eine expressiv-gemüthafte Rolle. Die männliche Rolle bezieht sich auf Lebensunterhalt und Schutz der Familie und führt zu einer besonderen Betonung von instrumentell-adaptiven Eigenschaften." (Lidz 1971, S. 44)

2. Hausarbeit

"Die Situation aller Frauen in unserer Gesellschaft ist bestimmt durch ihre Verpflichtung auf die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter. Alle Frauen sind Hausfrauen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verweist die Frau in den Reproduktionsbereich Familie. Frau muß dort Kin-

der großziehen und für die Regeneration des Mannes sorgen, der seine Arbeitskraft täglich als Lohnarbeiter verschleißt. Die Männer können ihre Arbeitskraft nur deshalb verkaufen, Lohnarbeit leisten, weil sie sich der persönlichen, unbezahlten Dienstleistungen der Frauen sicher sind." (Hagemann-White, C., 1977, S. 206)

In diesem Kapitel interessiert die Hausfrauensituation, und zwar wird eine Diskussion angestrebt, die möglichst an den konkreten Tätigkeiten der Hausfrau während eines Tages entlanggeht, sei es Hausarbeit, sei es Beaufsichtigung der Kinder, sei es "Frei"zeit. Eine differenzierte Analyse der Hausarbeit ginge über den Ansatz dieser Arbeit hinaus, sie kann hier nicht geleistet werden. Wichtig ist neben den konkreten alltäglichen Aktivitäten der Hausfrau deren psychische Verarbeitung. Es ist bisher kaum untersucht worden, wie sich die "Stumpfsinnigkeit" der Hausarbeit, die andauernde Isolation nichterwerbstätiger Mütter auf die Frau selbst und auf ihre Beziehung zu ihren Kindern auswirkt. Über diesen Zusammenhang können bis jetzt nur anhand von detaillierten Beschreibungen einige Hypothesen aufgestellt werden, empirische Untersuchungen darüber gibt es noch nicht.

Die Tätigkeit der Hausfrau genießt kein hohes gesellschaftliches Prestige, ihre Haushaltsführung wird häufig abgewertet und nicht als Arbeit anerkannt. Das spiegelt sich u.a. darin, daß die Hausfrau für ihre Arbeit keinen Lohn erhält, weshalb auch keine Anstrengung unternommen wird, das Ausmaß der Hausarbeit zu verringern bzw. besser zu organisieren. Man belächelt in der Öffentlichkeit mitleidig die "fleißigen" Hausfrauen, die doch eigentlich so viel Zeit hätten, da ihre Wohnung absolut pflegeleicht sei usw. Die Maßstäbe zur Bewertung der Hausarbeit haben sich verschoben. Früher wurde zweimal im Jahr gewaschen, heute fast täglich, ebenso ist die Anschaffung

von elektrischen Maschinen nicht ausschließlich eine Zeitersparnis. Der Begriff "Hausfrau" täuscht falsche Realitäten vor, dahinter verbirgt sich Anstrengung und Arbeitskraft, insofern wäre es ehrlicher von "Hausarbeiterin" zu sprechen. Ebenso geht es mit dem Frage- und Antwortspiel: "Arbeiten Sie?" "Nein, ich bin Hausfrau!" Diese häufige Antwort impliziert, daß man als Hausarbeiterin nur die Hände in den Schoß zu legen braucht. Die meisten Frauen machen sich nicht ihre Lage als "Angehörige eines arbeitsrechtlich nicht anerkannten und als 'leibeigen' anzusehenden Sklavinnenstandes ohne emanzipatorisches Anregungspotential" (Schmalohr, E., 1975, S. 189) bewußt. Stattdessen reagieren sie mit latenter Unzufriedenheit, psychosomatischen Beschwerden, dem Hausfrauensyndrom". Sie haben weitgehend verinnerlicht, daß die "moderne Familie als Organisationsform der unbezahlten weiblichen Hausarbeit funktioniert", und zwar die Hausarbeit als natürliche und damit natürlich unbezahlte Arbeit der Frau (Bock, G., Duden B., 1977, S. 168). Dieser Widerspruch zwischen der von der Gesellschaft immer wieder betonten verantwortungsvollen Erziehungsarbeit als Mutter und der gleichzeitigen Geringschätzung dieser Tätigkeit, indem man sie nicht entlohnt oder ihr Erleichterungen schafft, könnte eine der Ursachen für das Leiden der Hausfrauen an ihrer Tätigkeit, an ihrem artikulierten Unbehagen sein (Pross, 1975). "Der Widerspruch zwischen Hausarbeit als einer gemächlichen, eher spielerischen, (noch) nicht entfremdeten Tätigkeit und als einer harten, monotonen, repetitiven, 24-stündigen, alle Lebensbereiche umfassenden Arbeit hat hier ihren Grund." (Bock, G., Duden, B., 1977, S. 170) Mangelndes Selbstbewußtsein, Unsicherheit in der eigenen Wertschätzung ihrer geleisteten Arbeit, niedrige (schwankende) Selbsteinschätzung sind Merkmale der psychischen Situation von heutigen Hausfrauen, ebenso psychosomatische Symptome, Alkoholismus, Depressionen usw. Daß die Hausfrauen eine gesell-

schaftliche Arbeit leisten, wird von ihnen meist nicht erkannt (Hagemann-White 1977, S. 213). Für ihre Beziehung zum Kind könnte das bedeuten, daß sie ihre eigene Unsicherheit, ihre geringe Selbsteinschätzung ihrer Tätigkeit wahrscheinlich an das Kind weitergeben wird. Vor allem für die Tochter wird dieser Prozeß fatale Folgen haben, denn damit wäre der "circulus virtuosus" geschlossen und eine Veränderung des traditionellen weiblichen Rollenverhaltens verunmöglicht. Aber auch für den Sohn würde die Mutter damit ein schlechtes Modell für die Sozialentwicklung sein, da sie Autonomiestreben und Initiative sicher nicht fördern könnte aufgrund ihrer eigenen Unsicherheit.

Es wird davon ausgegangen, daß die Tätigkeiten von Frauen innerhalb des weiblichen Lebenszusammenhangs ("Produktion" bei Prokop) geschlechtsspezifische Traditionen verstärken ebenso wie Erfahrungen als bestimmte Bewußtseinsformen bedingen. Die Inhalte der Hausarbeit bleiben für berufstätige Mütter die gleichen wie für nicht erwerbstätige Mütter, nur deren zeitliches Ausmaß variiert. Bei der Mehrzahl der berufstätigen Mütter (50 % aller Frauen im erwerbstätigen Alter sind berufstätig, nach Erler, U., 1973) wird die Hausarbeit nach der getanen Berufsarbeit abends noch zusätzlich erledigt. Da 2/3 aller berufstätigen Frauen in untergeordneten und schlecht bezahlten Positionen tätig sind (Erler, U., 1973), werden nur die Mittel- und Oberschichtmitglieder in der Lage sein, sich mit einer Hausangestellten von ihrer Hausarbeit zu entlasten. Die Mehrzahl erledigt diese im "Zeitraffertempo" abends.

Von den nicht erwerbstätigen Hausfrauen zwischen 18 und 54 Jahren sind 90 % Mütter, fast 2/3 davon von Kleinkindern, der Rest von Schulkindern. "Jede vierte Befragte ist Mutter eines Kindes, jede dritte hat zwei Kinder geboren oder angenommen, jede fünfte drei. 12 % sind Mütter von vier und mehr Kindern." (BRIGITTE 1974, S. 39). Aus diesen Zah-

len wird deutlich, daß die Mehrheit der Hausfrauen nicht oder nur bei dem Angebot qualifizierter Kinderbetreuungsstellen bzw. Tagesmüttern abkömmlich sind, jedenfalls nicht regelmäßig und nicht für die Dauer eines vollen Arbeitstages. "Obwohl freigestellt von Erwerbsfunktionen, sind die Hausfrauen keine Luxusgeschöpfe." (Prokop 1976, S. 45)

Welche Arbeiten füllen den Tag einer Hausfrau aus? Die Alltagsroutine besteht aus Essenkochen, Spülen, Aufräumen und Säubern der Wohnung, waschen, bügeln und einkaufen. Diese als ermüdend empfundenen und langweiligen Tätigkeiten wiederholen sich immer wieder. Der tägliche Zeitaufwand für die Ausführung der einzelnen Arbeiten ist beträchtlich. Die durchschnittliche Arbeitszeit pro Tag beträgt maximal 9 Stunden einschließlich der Pflege und Beaufsichtigung der Kinder. Normalerweise beginnt der Tag zwischen 6 und 7 Uhr früh und endet zwischen 22 und 23 Uhr. Nach der BRIGITTE-Studie (1973, S. 46) brauchen 10 % der Hausfrauen für die anfallende Hausarbeit ohne Beaufsichtigung der Kinder bis zu 3 Stunden täglich, 55 % bis zu 6 Stunden täglich, 24 % bis zu 9 Stunden täglich und 11 % 10 und mehr Stunden. Etwa 2/3 der Frauen benötigen nur für die Hausarbeit pro Woche ca. 30 Stunden. "Der größte Posten im Zeitbudget ist die Herstellung der Mahlzeiten, zwei Drittel der Befragten setzen täglich drei Mahlzeiten auf den Tisch, jede fünfte vier. 61 % brauchen für diese Leistung bis zu 15 Stunden pro Woche, 38 % mehr als 15 Stunden. Den nächsten Platz nimmt das tägliche Aufräumen einschließlich Bettenmachen und Putzen ein. Damit verbringen 72 % wöchentlich bis zu 15 Stunden, 29 % mehr. Alle anderen Arbeiten werden von der Majorität in weniger als 15 Wochenstunden getan. Geschirrspülen und Aufräumen der Küche wurde von 66 % mit weniger als 10 Stunden angesetzt, von 34 % höher. Einen gründlichen Wohnungsputz nehmen über zwei Drittel der Befragten einmal in der Woche vor, 25 % zweimal. Er beansprucht bei 77 % bis zu zehn Wochenstunden, bei 13 % eine längere Zeit.

Für Routineeinkäufe brauchen 81 % bis zu 5 Stunden in der Woche, 19 % mehr. Ein Drittel der Frauen wäscht wöchentlich einmal, ein Viertel zweimal, ein Fünftel dreimal. 11 % sind damit in weniger als 5 Wochenstunden fertig, mit dem Bügeln 95 %." (BRIGITTE 1973, S. 65 ff) Zu diesen täglichen Hausarbeiten kommt die Sorge für die Kinder: 25 % der Hausfrauen haben Kinder unter drei Jahren, 33 % haben Kinder von 3 - 6 Jahren, 51 % haben Kinder von 6 - 14 Jahren, 35 % haben Kinder von 14 und mehr Jahren. Für die Pflege der Kinder (füttern, wickeln, baden, beaufsichtigen) setzten die Befragten ungefähr 2 - 3 Stunden täglich an. Rechnet man diese Zeit zu der ausschließlichen Arbeitszeit im Haus bzw. in der Wohnung dazu, so ergibt sich eine Arbeitswoche einschließlich Sonntag von 55 - 60 Arbeitsstunden.

3. Weibliche "Produktivkräfte"

Aus der obigen Beschreibung der täglich anfallenden Hausarbeiten läßt sich zwar der für sie jeweils benötigte Zeitaufwand entnehmen, unklar bleiben aber die zur Bewältigung dieser Arbeiten notwendigen Fertigkeiten der Frau. Die Arbeiten strukturieren sich unterschiedlich, teils sind sie monoton und repetitiv (wie spülen oder Fenster putzen), teils erfordern sie so komplexe Fähigkeiten wie Einfühlungsvermögen, Bedürfnisorientierung, Planung, Geduld, Ausdauer, Konzentration. Geduld und Ausdauer zum Beispiel im Umgang mit dem Kind, das Vertrauen in das Kind nicht zu verlieren, auch wenn es sich momentan völlig unverständlich "aufführt". Oder: Konzentration auf mehrere Tätigkeiten, die gleichzeitig ausgeführt werden, wie z.B. Geschirrspülen und das Beobachten des Kleinkindes beim Spiel in der Küche. Planung und Organisation, wenn es darum geht, die verschiedenen Arbeiten des Kochens

oder Einkaufens zeitlich aufeinander abzustimmen. Es geht hier nicht darum, diese Fähigkeiten zu idealisieren oder vom "natürlichen Wesen" der Frau abzuleiten. Wichtig wäre es, spezifisch weibliche Erfahrungen, Tätigkeiten, Fähigkeiten innerhalb des Lebenszusammenhangs von Frauen herauszukristallisieren, welche den kapitalistischen "Produktivkräften" (Prokop 1976, S. 67) Konkurrenzorientierung, Vereinsamung, Leidensunfähigkeit z.B. in ihrem emanzipatorischen Potential überlegen sind. Prokop übernimmt von Marx den Begriff der Produktivkräfte ("Produktivkraft ist die Arbeitskraft des Menschen, die Kraft, unter Benutzung materieller Produktionsmittel und in einer dadurch bedingten Art des Zusammenwirkens die Mittel zur Befriedigung gesellschaftlicher Lebensbedürfnisse herzustellen" (ebda.) und spricht folgerichtig von weiblichen Produktivkräften, die sie als die Fähigkeit zur "bedürfnisorientierter Kommunikation" charakterisiert. "... eine im weiblichen (eher als im männlichen) Erfahrungsmodus strukturell angelegte (nicht in jedem Einzelfall ausgeprägte) Möglichkeit und Fähigkeit zu expressivem, nicht-instrumentellem Verhalten, zu einem Verhalten, das nicht in erster Linie an der Verwirklichung künftiger definierter Ziele als vielmehr an der Strukturierung des unmittelbaren 'Stroms von affektiver Zuwendung' und an der Abwendung unmittelbarer Bedrohung orientiert ist" (Prokop 1976, S. 67) Es ist wichtig, Ausdrücke wie "unmittelbarer Strom von affektiver Zuwendung" ebenso wie "Abwendung unmittelbarer Bedrohung" konkret auszufüllen und gleichzeitig dabei zu vermeiden, daß bestimmte weibliche Verhaltensweisen idealisiert werden. Es gilt eher, die Elemente des alltäglichen Lebens für Frauen zu sammeln und zu beschreiben." (Prokop 1976, S. 69 ff)

- a) Für die Tätigkeit der Frau zuhause gibt es keine Trennung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit, sie werden deshalb von einigen Autoren als "vorindustriell

Produktionsweisen" der Frau in Familie und Haushalt beschrieben. Wegen der geringeren Arbeitsteilung und der geringeren Abstraktion von konkreten Bedürfnissen und Interessen sei keine Entfaltung der Produktivkräfte möglich, die Zugang zu Wissen und Kooperation voraussetzen. Gerade aus diesem Grund sind Frauen eher empfänglich für Menschen als individuelle Personen und sehen diese nicht nur als Inhaber bestimmter gesellschaftlicher Positionen. Ihr Erfahrungsmodus ist weniger instrumentell als an den konkreten Dingen und Personen orientiert, an deren Bedürfnissen, wobei dieser Zugang bis jetzt erst wenig empirisch erforscht ist.

- b) Frauen bevorzugen Arbeiten mit Menschen statt mit Sachen oder Symbolen und sind auch in ihrer Arbeit mehr gruppenbezogen als leistungsbezogen. Das gilt für jugendliche als auch für erwachsene Frauen (Crandall, 1964, 1963; Hoffmann, 1972). Sie arbeiten weniger, um eine bestimmte Aufgabe zu "meistern", als aus dem Wunsch nach Liebe und Anerkennung von anderen.
- c) Weibliche Verhaltensmuster können in Bezug auf die eigene Stilisierung (Unterscheidung von anderen, Erregung der sozialen Aufmerksamkeit) als aktiv beschrieben werden. Die beruflichen Ambitionen der Frauen korrelieren weniger mit den materiellen Erwartungen wie bei den Männern, sondern mehr mit ästhetischen und intellektuellen Belohnungen über ihren Beruf. Dies trifft besonders auf die Angehörigen der Mittelschicht zu, da sie über die Berufskarriere vor allem ästhetische und intellektuelle Befriedigung sucht. "Solange eine Frau die Möglichkeit dazu hat, sucht sie gutes Leben, Konsum, Status und materielle Sicherheit über den Mann und ästhetische und intellektuelle Belohnung über den Beruf." (Prokop, 1976, S. 71)

d) Neben der Wahrnehmung ist die Imagination (Vorstellungskraft) ein Teil der Produktivkräfte der Frau. Die Wünsche und Vorstellungen von Frauen sind mit der alltäglichen Situation eng verbunden, sie spiegeln die spezifischen Erfahrungen im weiblichen Lebenszusammenhang wider und sind zum Teil verstehbar als Reaktion bzw. als Rückzugsmöglichkeit aus der sachlichen, konkurrenzorientierten, männerbeherrschten Umwelt. Da die Frau aus dem System der beruflichen Konkurrenz ausgeschlossen ist, was für sie eine "Verringerung der Möglichkeit der kooperierenden Aneignung von Wirklichem" (ebda.) bedeutet, macht sie sich gleichzeitig für sich und die Männer zum Objekt der Imagination. Je nach der Schichtenlage und ihrer Verfügung über materielle Ressourcen wird ihre Teilnahme an Mode-, Schönheits- und Kosmetikidolen variieren. Auch hier bedeuten die Produktionsverhältnisse, die materiellen Rahmenbedingungen als Strukturelemente der Produktion, hemmende Fesseln. Denn sie bewahren zwar bestimmte Fähigkeiten der Bedürfnisorientierung und der Imagination, entfalten sie aber nicht, "sondern halten die darin entstehenden Orientierungen in einer allgemeinen Unterentwicklung fest." (Prokop 1976, S. 79) Dadurch werden auch Elemente der weiblichen Imagination ambivalent erlebt. Trotz der möglichen Verstärkung der Abhängigkeit vom Mann als dessen "Lustobjekt" zeigen sie andererseits die Möglichkeit, sexuelle Wünsche teilweise zuzulassen und darzustellen. Sie "bedeuten trotz ihres restringierten Charakters unter den gegenwärtigen Bedingungen zugleich eine Zulassung und Veröffentlichung von Phantasien und spielerischen Bezug auf sexuelle Wünsche im weiblichen Leben." (Prokop 1976, S. 72)

- e) Die bis jetzt dargestellten Elemente der Bedürfnisorientierung der weiblichen Produktivkräfte dürfen nicht als weit entwickelt und ausgebaut angesehen werden. Im alltäglichen Zusammenhang sind sie als strukturell angelegte Tendenzen vorhanden, ihre Restriktion ist abhängig von den äußeren Zwängen des Alltags: Zwänge der Reproduktion, durch die Schichtenkriterien Beruf, Einkommen usw. als entscheidende Faktoren für die Lebenserwartungen innerhalb dieser Gesellschaft. "Das Alltagsleben ist beruhigend, formal identitätsstiftend und zugleich Grund von verdrängter Verzweiflung." (Prokop 1976, S. 80) So wird das größere Interesse der Frauen an sozialen Beziehungen gleichzeitig mit einer stärkeren Abhängigkeit von Gruppen erkaufte. Die Bedürfnisorientierung kann überbetont werden und Ich-Schwäche signalisieren, wenn die eigenen Bedürfnisse nicht mehr als solche erkannt und durchgesetzt werden, was allgemein als Voraussetzung für die Orientierung an den Bedürfnissen anderer angenommen wird. Eine kritische Anmerkung: die psychologischen Kriterien für Ich-Stärke ähneln auffallend stark dem männlichen Erfahrungsmodus, z.B. Durchsetzungsfähigkeit, Unabhängigkeit, Selbstbewußtsein. Sollte hier auch in einem psychologischen Begriff nur eine Erfahrungsmöglichkeit, nämlich die derzeit gesellschaftlich vorherrschende erfaßt worden sein?

Gerade die oben erwähnte Überbetonung der Bedürfnisorientierung (=Opferhaltung) als mögliche Verzerrung der weiblichen Produktivkraft trifft auf viele Mütter zu. Das gesellschaftliche Ideal der aufopfernden Mutter und die zunehmende physische und emotionale Überforderung der Mutter in der Kleinfamilie lassen ihr oft keine bewußte andere Wahlmöglichkeit. "Die empirischen Untersuchungen bestätigen zwar, daß der wichtigste Bestandteil der Idealrolle der Frau und Mutter die Komponente 'Love and Affection' ist: die Bereitschaft, auf die emo-

tionalen Bedürfnisse anderer einzugehen, das Vermitteln emotionaler Sicherheit und Wärme. Zugleich jedoch hat die Komponente 'Maintenance of Self' (die Komponente der persönlichen Identität) - in der idealen Definition der weiblichen Rolle durch die Frau selbst - die geringste Bedeutung : Beschäftigung mit der eigenen Person, Aussehen, eigene intellektuelle und emotionale Identität werden am wenigsten als Bestandteil der Idealrolle der Frau und Mutter angesehen." (Prokop 1976, S. 72)

Entsprechend der Ambivalenz zwischen einer Bedürfnis- bzw. Gruppenbezogenheit und einer tendenziellen Ich-Schwäche enthält das weibliche Geschlechtsrollenstereotyp Elemente wie: Sensibilität, Intuition, Freundlichkeit und gleichzeitig Hysterie, Kapriziosität, Schwatzhaftigkeit, Passivität, "Selbst wenn also bestimmte Fähigkeiten der Bedürfnisorientierung, der Kommunikation, der Imagination in der von den Frauen geleisteten Produktion angelegt sind, lassen sich die empirischen Verhaltensweisen und das empirische Bewußtsein der Frauen nicht idealisieren. Der Begriff der 'Produktivkraft' fällt nicht ohne weiteres mit den empirischen Bedürfnissen und Interessen der Frauen zusammen. In den Verhaltensweisen und Vorstellungen der Frauen wirken die im weiblichen Lebenszusammenhang bestehenden Produktionsverhältnisse bis in die Ängste und sexuellen Verdrängungen hinein fort." (Prokop 1976, S. 74)

4. Mütterliche Dominanz

Neben der Hauptzuständigkeit der Frau für die Kindererziehung in der Kleinfamilie gibt es verschiedene gesellschaftliche Bedingungen, die eine mütterliche Dominanz gegenüber den Kindern fördern bzw. verstärken.

- a) die Verkleinerung der Familie innerhalb der letzten Jahrzehnte und damit die Abnahme von nichtelterlichen Bezugspersonen, die früher neben der Mutter für die tägliche Betreuung des Kindes zuständig waren. In nur noch 10 % der Haushalte leben weitere Angehörige im Familienverband (Gastager, 1973), von den Haushalten mit Kindern haben 42 % eins, 34 % zwei Kinder, d.h. 76 % der Familien bestehen aus drei bis vier Personen (Milhoffer, 1973). 14 % der Haushalte sind Restfamilien, d.h. bestehen aus nur einem Elternteil mit Kindern (Gastager, 1973, S. 156)
- b) die zunehmende Abwesenheit des Vaters, der wegen seiner Berufsätigkeit erheblich mehr Zeit als früher außerhalb des Hauses verbringen muß. 90 % aller Familienvorstände (außerhalb der Landwirtschaft) arbeiten außerhalb ihrer Wohnung, 20 % davon außerhalb des Wohnorts (Milhoffer, 1973, S. 92).
- c) die urbane Wohnsituation, die die Isolation der Hausfrau durch architektonische "Behinderungen" noch verstärkt. In den städtischen Wohnblocks wird die Anonymität zum Schutz vor der Nähe des Mitbewohners streng gewahrt. Die Kommunikationsmöglichkeiten werden so erschwert, daß das Kind tagsüber häufig der einzige Interaktionspartner der Mutter ist. Durch die kleinen Wohneinheiten wird auch die ständige Überwachung des Kindes durch die Mutter, ihre dauernde Bezugnahme auf ihr Kind, erleichtert. Das Kind hat kaum eine Rückzugsmöglichkeit, und eine geringfügige räumliche Trennung wird verunmöglichlicht.
- d) die ambivalente Einstellung der Mutter zu ihrer Situa-

tion als Hausfrau bzw. als berufstätige Mutter, ihre mögliche Selbstunsicherheit gegenüber Anforderungen und Ereignissen, die sich außerhalb der Familie abspielen, könnten einen Rückzug in die private, "sakro - sankte" Familiensphäre fördern. Die Folge wäre wahrscheinlich eine stärkere Bindung der Kinder an die Mutter, um "... ihr Kind für die eigene emotionale Stabilisierung zu benutzen." (Ziehe, T., 1975, S. 116) Ziehe sieht vor allem in dem harmonisierenden Erziehungsstil der Mittelschicht, - Betonung der affektiven Zuneigung zum Kind und Verhaltenssteuerung durch Liebesentzug bei Eltern, die selber affektive Unterstützung brauchen - eine emotionale Überforderung des Kindes: "... um so mehr läuft es auf eine umfassende Funktionalisierung des Kindes im Dienste der Versagungsängste hinaus"... "... Auf der Ebene nicht bewußter Motive handelt es sich im Grunde um die Erwartung einer affektiven Tauschbeziehung." (Ziehe, T., 1975, S. 117) Von anderen Autoren wird derselbe Mechanismus auch für den Erziehungsstil der Unterschicht behauptet (Moser, T., 1970), und zwar ebenfalls als Reaktion auf die außerfamiliäre und innerfamiliäre Diskriminierung der Frau. Auf den Aspekt der schichtspezifischen Erziehung soll hier nicht näher eingegangen werden, ebenso wird die Bedeutung des kindlichen "Rollenspiels" als die Übernahme der unbewußten elterlichen Erwartungen später noch ausführlich diskutiert werden (Richter, Stierlin etc.). In diesem Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten, daß es unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen für Mutter und Kind schwierig wird, sich voneinander abzulösen, sich als eigenständige Personen zu empfinden und sich eine voneinander unabhängige persönliche Entwicklung zuzugestehen. Über die Folgen dieser Situation läßt sich spekulieren, einige Autoren vermuten bei den Kindern solcher Mütter die Unfähigkeit, intensive Beziehungen zu anderen Personen aufzunehmen, was sie mit einem stärker ausge-

prägten Narzißmus gleichsetzen, da die Beziehung zur Mutter alle anderen Beziehungen überformt bzw erstickt (Ziehe, T., 1975). Oder man vermutet, daß die Kinder nicht eingestandene Wünsche und Bedürfnisse der Eltern übernehmen und quasi als Stellvertreter in der Umwelt ausagieren und damit auch gleichzeitig ihre Abhängigkeit von den Eltern demonstrieren (Stierlin, 1975).

In der psychologischen Forschung werden diese nachteiligen Folgen einer verlängerten symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung eher erarbeitet und studiert als die Konsequenzen einer solchen dominierenden Beziehung zum Kind für die Mutter. Hier hätte eine feministisch orientierte Wissenschaft einiges aufzuholen und an die richtige Stelle zu rücken. Es läßt sich ein Abgrund an Unzufriedenheit, Resignation und Haß auf das Kind vermuten, dessen Artikulationen und Inhalte weiter oben bereits angesprochen wurden. Da es gesellschaftlich nicht erlaubt ist, sich diese feindlichen und aggressiven Gefühlsregungen dem eigenen Kind gegenüber einzugestehen, operiert man mit Schuldgefühlen, fühlt sich für alles verantwortlich und empfindet ein persönliches Versagen, ohne dabei die kollektiven Erfahrungen der Mütter zu registrieren und sie dabei zum Teil als gesellschaftlich bedingt anzusehen.

Anschaulicher als durchdachte Konzepte schildern Interviews den beengenden Zusammenhang zwischen Mutter und Kind. "Ich wollte halt das Kind haben, für mich haben, ich bin teilweise noch selbst verspielt, das stellt sich dann ja raus, aber das tut einem Kind gut.... Ich wollte mein Kind haben und war überglücklich, ich wollte keinen Buben haben, ich wollte kein Mädchen haben, ich wollte ein Kind haben, wir haben gar nicht geschaut." Auf die Frage, ob sie mit ihrem Mann tauschen wolle, folgende Antwort: "Ja, schon weiß der mehr mit Leuten zusammenkommt wie ich und wie gesagt, ich bin ein bisschen unternehmungslustig, und

das ist, warum ich mich mit dem ganzen furchtbar schwer abgefunden hab, überhaupt nicht, sagen wir mal so. Daß ich da überhaupt niemanden hab, mit dem ich überhaupt mal reden könnt', nur mit dem Kind ... da läuft man stundenlang durch den Hirschgarten spazieren oder man spielt in dem Sandkasten mit dem Kind, stundenlang und dann hat man keinen, der sich mit einem unterhält, das ist schon was schlimmes für mich. Jetzt geht's ja, jetzt hat sich das schon langsam ein bisschen eingerenkt, daß ich Kinder mit meinem zusammenbring, jetzt ist es nimmer so schlimm, aber wie gesagt, dieser ganze Trott hier!" Oder: "Ich muß mich von dem Kind erholen, so gerne ich es hab. Da wurschtele ich lieber zwei Tage länger in der Küche, was ich auch nicht so gerne mag, aber mein Mann hat das Kind. Also ich merke, wenn das ein Wochenende mal nicht ging', und ich dann auch noch das Kind jeden Tag habe, daß mir das dann fast zuviel ist." (Rerrich, 1978, S. 28)

IV. WEIBLICHES BEWUSSTSEIN - SELBSTEINSCHÄTZUNG

Wie schätzen sich Frauen heute selbst ein in Bezug auf ihre Ideale, ihre Tätigkeiten, ihre Wünsche, ihre Phantasien? Die Literatur darüber ist spärlich trotz intensiver fAnstrengungen feministischer Wissenschaftlerinnen, vorhandene Lücken innerhalb der Sozialwissenschaften (auch Psychoanalyse) zu ergänzen und zu schließen. Früher gründete sich das positive Bewußtsein der Frauen von ihrer weiblichen Identität auf verantwortungsvolle Tätigkeiten innerhalb verschiedener gesellschaftlicher Bereiche, aus denen die Frauen nicht ausgeschlossen waren. "Ihr Anteil an lebenswichtigen ökonomisch notwendigen Arbeiten war größer und weiter gefächert als bei den Frauen des heutigen Mittelstandes" (Hammer, S., 1977, S. 98).

1. Familienorientierung - Desinteresse an Berufstätigkeit

Heute ist Hausfrauen zur Profilierung fast nur noch das Erziehungsfeld übriggeblieben. Aus der Hausarbeit sind wichtige Elemente wie Lebensmittelherstellung und Textilienanfertigung ausgeklammert und an industrielle Produktionsstätten außerhalb der Familie delegiert. Der Rest besteht, wie oben bereits angesprochen, aus zum größten Teil monotonen, repetitiven Arbeiten wie putzen, spülen, und kochen, die keinen großen Spaß bei ihrer Ausführung bringen und gesellschaftlich gering eingeschätzt werden, was sich in ihrer Unentgeltlichkeit dokumentiert. In der Erziehungsarbeit finden sich die Mütter von der Gesellschaft gefordert und von kompetenter Seite mit fachmännischen Ratschlägen eingedeckt - und alleingelassen. Denn die elterlichen Schuldgefühle, welche u.a. als Ne-

benprodukt einer in sinnvollem Rahmen geführten durchaus notwendigen Diskussion über Erziehungsinhalte entstehen, bleiben von den "Experten" unbearbeitet und somit auch meistens an der Mutter hängen. Eine massive Verunsicherung der Mütter könnte eine der möglichen Folgen sein, eine wesentliche Schwächung ihres "Kompetenzgefühls" als Mutter nach sich ziehend. "Ja, eben, das ist of so schwer. Da weiß man auch nicht, soll man sich durchsetzen, soll man das machen, was der Kleine macht. Man weiß wirklich nicht, ist es richtig, ist es verkehrt - ich glaube halt in der Kindererziehung macht man schon sehr viele Fehler, aber das weiß man halt leider vorher nicht ... Aber im großen und ganzen ist das nervenaufreibend." (Rerrich, 1978, S. 32 ff)

Da heutige Frauen in ihrer Mehrheit (von einigen Ausnahmen abgesehen) immer noch keine attraktiven Tätigkeitsbereiche außerhalb des familiären Haushalts, in denen sie sich befriedigend profilieren könnten, angeboten werden, orientieren sie sich in ihren Aktivitäten und Bedürfnissen an den Wünschen der Familie. Die eigenen Kinder werden somit zum Ersatz für verschüttet gebliebene persönliche Entwicklungsmöglichkeiten, die man in deren Lebensablauf wiederaufleben und nachholen will (Stierlin 1975). Eine der Folgen dieser Entwicklung könnte der unbewußte mütterliche Versuch sein, die Kinder von den Eltern abhängig zu machen, ihren Ablösungsprozeß zu verhindern (Ziehe, T., 1975). Gerade für die Töchter als der nächsten Müttergeneration könnte sich diese Situation verhängnisvoll auswirken (Hammer, S., 1977).

Entsprechend den oben geäußerten Vermutungen bleibt die Familienorientierung der Frau auch bei Aufnahme einer Erwerbstätigkeit vollauf bestehen. Für den Beginn einer Berufstätigkeit ist für eine Mutter mit mehreren Kindern vor allem die finanzielle Notlage der Familie ausschlag-

gebend. Dies betrifft vor allem Arbeiterinnen, Angehörige der Unterschicht.

Zieht man die Gründe für eine Erwerbstätigkeit bei Frauen in Betracht, so überrascht es nicht, daß nach empirischen Untersuchungen eine Mehrheit der Frauen ihre Berufstätigkeit als etwas "Zusätzliches" neben der Tätigkeit in Haushalt und Familie erleben: 55 % der Frauen (Hausfrauen und Berufstätige) definieren sich über Haushalt und Familie; 33 % erleben sich berufs- und leistungsbezogen (BRIGITTE 1973). Die vorherrschende Familienorientierung der Frauen kann mit verschiedenen Daten belegt werden:

- a) Frauen planen ihr Arbeitsleben in Abhängigkeit von familiären Ereignissen, d.h. bei Eheschließung oder Geburt eines Kindes wird das Berufsleben abgebrochen, unterbrochen oder fortgesetzt. Sie antizipieren eine Zukunft, "in der es für sie nur die Familie oder eine durch die Familie bestimmte Erwerbstätigkeit gibt." (Prokop, 1976, S. 46) Nur wenn keine Familiengründungen bzw. Erweiterungen zu erwarten sind, ergeben sich bei Frauen ähnliche Arbeitspläne wie bei Männern (Pross, 1973).
- b) Von allen innerhalb derselben Studie befragten Arbeiterinnen in der BRD gaben 24 % an, sie würden lieber Hausfrauen sein und ihre Berufstätigkeit aufgeben, bei den Arbeiterinnen waren es 41 % und bei den Angestellten 13 %, die dieser Aussage zustimmten. Für die Erwerbstätigkeit oder eine Verbindung von Hausarbeit und außerhäuslicher Berufsarbeit erklärten sich nur 50% der Arbeiterinnen, bei den Angestellten lag die Quote für die Berufstätigkeit bei 81 % (ebda.). Die schichtenspezifischen Unterschiede deuten zum einen auf die schlechteren Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen hin wie auch auf unterschiedliche sub-

kulturelle Werte und Normen, da in der Unterschicht eher erwartet wird, ein Mann müsse die Familie ohne Mit-Hilfe seiner Frau ernähren können.

Die Gruppe der "Nur-Hausfrauen" betreffend, konstatiert Pross das Desinteresse an einer Berufstätigkeit: "Im ganzen, so können wir resümieren, ist das Interesse an einer Berufstätigkeit bei der Masse der Hausfrauen nicht groß. Wenn verhältnismäßig viele Befragte sagen, sie würden, hätten sie jetzt die Wahl, eine Berufstätigkeit der Hausfrauentätigkeit vorziehen, und wenn ebenfalls viele erklären, sie planten eine Rückkehr in den Beruf, so drückt sich darin mehr ein Ungenügen an der rein häuslichen Existenz aus als ein aktives Interesse am Beruf. Ob die Berufsinteressen zunehmen werden, hängt wohl in erster Linie von der Attraktivität der entsprechenden Ausbildungs- und Arbeitsplatzangebote ab. Gegenwärtig scheinen sie zu unentwickelt, scheinen die Anreize zu bescheiden zu sein. Faktisch könnten die Hausfrauen kaum mehr als Hilfsarbeiten übernehmen. Dazu haben sie aber kaum Anlaß. Ihre wirtschaftliche Lage nötigt sie nicht, sich um jeden Preis auf eine Erwerbstätigkeit einzulassen, und die Qualität der außerhäuslichen Angebote ist auch nicht hoch genug, um die Berufsabsichten zu intensivieren. Um mehr Hausfrauen für Berufsaufgaben zu gewinnen, müssen die Ausbildungs- und die Arbeitsmöglichkeiten weit über das gegenwärtige Maß hinaus verbessert werden. Andernfalls ist nicht damit zu rechnen, daß die Frauen sich zahlreicher als bisher bezahlten Tätigkeiten zuwenden. Ihr Ungenügen an der rein häuslichen Existenz mag weiter wachsen, und die mit der Hausfrauenrolle nur partiell zufriedene Minderheit mag sich zur Mehrheit erweitern. Solange die Außenwelt sich nicht mehr um diese Frauen bemüht, wird jedoch die Kritik am Hausfrauendasein nicht zu verstärkter Rückkehr in die Berufstätigkeit

führen." (Pross, H., BRIGITTE 1974, S. 151) Das Berufsleben ist der Mehrheit der westdeutschen Hausfrauen bekannt, denn 90 % von ihnen waren früher berufstätig, davon 2/3 fast mehr als 5 Jahre (BRIGITTE 1974, S. 141). 50 % der Hausfrauen gaben ihre Berufstätigkeit gerne auf (BRIGITTE 1974, S. 143).

- c) Die Kinder sind das hauptsächliche Hindernis für die Berufstätigkeit der Mütter, ca. 2/3 der Hausfrauen hörten auf zu arbeiten, weil Kinder kamen. Berufstätige Frauen wünschen sich und haben weniger Kinder als "Nur-Hausfrauen" (Brovermann et al. 1972, S. 72) Interessant zum Abbruch der Berufsätitgkeit sind noch folgende Zahlen: 17 % der Hausfrauen gaben ihren Beruf auf Wunsch des Mannes auf, 11 % auf ihren eigenen Wunsch hin (BRIGITTE 1974, S. 42).

Ein wesentliches Element der weiblichen Identitätsbestimmung scheint also die Sorge, die Verantwortlichkeit für die Familie zu sein. Daß diese Übernahme der Verantwortung für Pflege und Erziehung der Kinder durch die Frau ein historisches Phänomen ist, das sich erst seit Ende des letzten Jahrhunderts entwickelt und ausgeformt hat, ist bereits weiter oben diskutiert worden. Anscheinend sind durch einen langen Verinnerlichungsprozeß "mütterliche" Werte wie aufopfernde (= altruistische) Sorge für die Familie zu einem festen Bestandteil des weiblichen Selbstbildes geworden. Jedenfalls läßt das vorliegende Datenmaterial eine bestehende Familienorientierung auch bei berufstätigen Frauen vermuten, die eben auch ihre berufliche Laufbahn meistens an den familiären Bedürfnissen und nicht an ihren eigenen ausrichten. Gesellschaftliche Bedingungen des Mutterseins, wie z.B. die relative Unabhängigkeit der Mutter von kleinen Kindern wegen des geringen Angebots an qualifizierten staatlichen Betreuungsstätten für Kleinkinder und Kindergärten

und die in der geschlechtsspezifischen Sozialisation erworbenen psychischen Einstellungen zur Mutterschaft bedingen sich wechselseitig und lassen der Mutter oft keine andere Wahl, als das Vorhandensein eigener Bedürfnisse zu ignorieren bzw. sie hintanzustellen.

Für das relative Desinteresse an der Berufstätigkeit im Sinne einer Planung der beruflichen Laufbahn sind auch wiederum neben den psychischen Einstellungen der Frau gesellschaftliche Bedingungen verantwortlich: die mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten, die schlechte Bezahlung (Leichtlohngruppen), die Isolierung der berufstätigen Frauen auf "weibliche" Berufe usw. Frauen zeigen wenig Karriereehrgeiz, mit Ausnahmen evtl. der Angehörigen der oberen Mittelschicht bzw. Oberschicht, wenn sie aus einem berufskarrierebezogenen oder konfliktreichen familialen Milieu stammen (Prokop 1976, S. 52). Frauen haben Angst vor Erfolg, der sich mit ihrem weiblichen Selbstbild nicht übereinbringen läßt (Rossi, 1965).

In der Pross-Studie äußerten die Hälfte der befragten Hausfrauen, sie sähen ihre häusliche Arbeit als Stadium zwischen zwei Phasen der Berufsarbeit an; 40 % meinten, sie würden auch jetzt bei einer Wahlmöglichkeit die Berufstätigkeit vorziehen, 39 % wollen später wieder berufstätig werden (BRIGITTE 1974, S. 143). Trotzdem erscheint dies mehr als Absichtserklärung und nicht als eine tatsächliche Verhaltensweise, wenn man folgende Daten überblickt: nur 24 % der Hausfrauen würden wieder berufstätig werden, wenn sie einen qualifizierten Kindergarten, Vorschule oder Ganztagschule zur Verfügung hätten; 40 % verneinten diese Möglichkeit, 11 % waren unentschieden (BRIGITTE, 1974, S. 150). 54 % der Frauen würden nicht ihr Kind bei einer Tagesmutter lassen, um berufstätig werden zu können, auch wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. 11 % würden auf jeden Fall diese Chance nützen, 21 % waren unentschieden (BRIGITTE ebda.).

"Lediglich jede vierte wäre demnach eine einigermaßen ernst zu nehmende Berufskandidatin, lediglich jede vierte meint jetzt, sie würde ein verbessertes Angebot an Betreuungseinrichtungen für die Kinder auch tatsächlich nutzen. Unter den Ja-Sagerinnen befinden sich etwas mehr Mütter von einem Kind oder von zwei Kindern. Kinderreiche Mütter entschieden sich sehr viel häufiger für ein Nein." (BRIGITTE ebda.)

2. Angst und Unzufriedenheit

Die Frage der Selbsteinschätzung von Frauen, die Bestimmung ihres Identitätsbewußtseins ist ebensowenig vollständig empirisch aufzuklären wie die Frage nach ihrer emotionalen Stabilität, nach ihrer Angst, ihrer Unzufriedenheit. Da kleine Mädchen von Kindesbeinen an auf ihre päteren "weibliche" Aufgabe als Hausfrau und Mutter vorbereitet werden (Scheu) und jede Frau bei ihrer Eheschließung die volkswirtschaftlich äußerst wichtige Aufgabe zur Regeneration der Arbeitskraft, nämlich die Hausarbeit und Kinderaufzucht zugeteilt bekommt und allgemein erwartet wird, daß die Frau entsprechend ihrer "natürlichen Wesensbestimmung" für diese Aufgaben, diese auch besonders gut erledigen wird, ist es für jede Frau äußerst schwierig, sich in standardisierten Fragebögen zu den bereits verinnerlichten Normen des Hausfrau- und Mutterdaseins kritisch zu äußern. Psychologische Untersuchungen verweisen in diesem Zusammenhang auf den Grad der "sozialen Erwünschtheit", der sich in den Antworten eines Fragebogens zumeist widerspiegelt. An diesem Punkt setzt auch die methodische Kritik an der Pross-Studie über die Einstellungen von Hausfrauen zu ihrer eigenen Existenz an (Pross 1974). Nach Ansicht verschiedener Autoren (Koch, 1974, Scheuch, 1962) ist das in dieser Unter-

suchung verwandte Interview mit standardisiertem gleichlautenden Fragebogen nur für die Überprüfung bereits präzise formulierter Hypothesen geeignet (Koch, 1974, S. 122). Da in dieser Untersuchung keine eindeutigen Hypothesen ausgewiesen seien, befürwortet Koch die zusätzliche Anwendung von Tiefeninterviews und/oder Gruppendiskussionen, um die "Vagheit" der Aussagen zusätzlich zu hinterfragen.

Gardiner-Sirtl (S. 12, 1974) erklärt entsprechend die diffusen, teils widersprüchlichen Antworten der befragten Hausfrauen in der BRIGITTE-Studie mit der angeblichen Beschränkung von Pross auf vordergründige Fragen, "auf die nahezu jede Frau die passende Klischee-Antwort parat hat." Die Ergebnisse zeigten nur, "wie gut die Durchschnittsfrau ihre Rolle gelernt hat - und wie unsicher sie sich fühlt, wenn man weiterfragt. Sie sind wohldressierte Zirkus-Pferde, die genau wissen, welche Antwort sie ihrer Rolle schuldig sind."

Aufgrund der bisherigen Analyse der Situation von verheirateten Frauen als Hausfrauen mit kleinen Kindern bzw. als berufstätige Mütter vermutet man ausgeprägte Angst und verbreitete Unzufriedenheit unter ihnen. Es gibt dafür genügend Gründe:

- a) Die von den Frauen erlebte Diskrepanz der ihnen zuteilwerdenden gesellschaftlichen Wertschätzung: die Aufgabe der Hausfrau und Mutter wird als wichtigster Beruf überhaupt, als Erfüllung des weiblichen Lebens angepriesen, da sie die alleinige Verantwortung für die Erziehung der Kinder, der nachfolgenden Generation übernimmt. Andererseits fehlen für diesen äußerst wichtigen Beruf Erleichterungen und Zuwendungen, wie sie für andere Berufe durchaus üblich sind. Es wird kein Lohn gezahlt, es besteht kein Anspruch auf Krankenversicherung, Rentenver-

sicherung, gewerkschaftliche Organisierung usw. Eine Folge davon ist die Nichtanerkennung der Hausarbeit als anstrengende, mühsame Arbeit. "Die Frauen haben doch Zeit, die haben doch zuhause sowieso nichts zu tun!" ist ein oft zu hörender Ausspruch in öffentlichen Verkehrsmitteln, beim Einkaufen in Supermärkten usw. Das bedeutet faktisch eine äußerst geringe Wertschätzung für diesen wichtigen Beruf. Diese Diskrepanz zwischen dem gesellschaftliche idealisierten Mutterideal und dem alltäglich erfahrenen geringen Sozialprestige als Mutter wird von den Frauen je nach ihrem eigenen Bewußtheitsgrad unterschiedlich erlebt. Die Variationsbreite bewegt sich zwischen einem krampfhaften Beteuern "ich bin eine sehr zufriedene Hausfrau!" und gleichzeitiger Verdeckung aller negativen Erfahrungen und der ängstlichen Selbsteinschätzung "ich arbeite nicht, ich bin Nur Hausfrau!".

- b) Die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann: nach der BRIGITTE-Studie sind zwar die Mehrheit der Ehefrauen die Finanzminister in Bundesdeutschen Ehen (BRIGITTE 1974), trotzdem läßt sich vermuten, daß sich die finanzielle Abhängigkeit einer Frau von ihrem Ehemann gerade in schwierigen Krisen während der Ehe äußerst belastend für die Frau auswirken wird.
- c) Die (mögliche) Isolation der Hausfrau und Mutter, d.h. die Schwierigkeit für eine Mutter von kleinen Kindern, die sie alleine den ganzen Tag beaufsichtigen muß, Kontakte außerhalb des familiären Bereichs aufzunehmen.

In beiden Aufgabenfeldern, die Frauen heute "offen" stehen, in dem beruflichen Bereich wie auch in dem traditionellen Bereich des Hauses und der Familie, scheinen sich Frauen

nicht "zu Hause" bzw. zufrieden zu fühlen. Ein Zitat aus einem Infas-Report: Frau und Öffentlichkeit, im November 1963, verdeutlicht ihre Situation: "Die Einstellung der Berufstätigen zu ihrem Beruf ist ambivalent. Gefragt, ob sie, wenn sie es sich erlauben könnten, ihren Beruf gern aufgäben oder lieber berufstätig sein wollten, sprachen sich mehr als die Hälfte gegen den Beruf aus. Die Unzufriedenheit der Nichtberufstätigen sind etwas weniger prägnant, aber nicht weniger bemerkenswert. 2/5 der Hausfrauen wären lieber berufstätig, wenn sie sich von ihren häuslichen Pflichten frei machen könnten. Nimmt man die Wünsche der Berufstätigen und die der Hausfrauen zusammen, so ergibt sich, daß mehr als die Hälfte (55 %) am liebsten zu Hause sein möchte und 2/5 am liebsten im Beruf. Letztlich geht also vom Haus immer noch die größte Anziehungskraft aus." (S. 32)

Die beiden Ausdrucksformen des Unbehagens lassen sich genauer aufschlüsseln. Die Unzufriedenheit über das Ausmaß der Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt wird sicher ein wichtiger Grund für die ambivalente Einstellung der berufstätigen Mutter zu ihrem Beruf sein. Ein anderer möglicher Grund wäre die vor allem bei Frauen der Mittelschicht häufiger als bei Männern auftretende Angst vor dem Erfolg. In einer empirischen Untersuchung mit amerikanischen College-Studenten über die Erfolgsthematik bei beiden Geschlechtern (benutzt wurde ein Standard Thematic Apperceptive Test zur Messung des Leistungsmotivs) zeigten 90 % der Studenten positive Einstellungen gegenüber den angebotenen Erfolgsthematiken, während 65 % der Mädchen durch die weiblichen Erfolgsthematiken verwirrt und beunruhigt wurden: "Ungewünschter Erfolg war bei den Frauen ganz klar mit dem Verlust an Weiblichkeit, sozialer Ablehnung, persönlicher oder gesellschaftlicher Zerstörung oder mit einer Verbindung dieser Thematiken verbunden. Ihre Antworten drehten sich vor allem um die negativen

Konsequenzen, (...) sie waren sogar unfähig, den Informationsgehalt der vorgegebenen leistungsbezogenen Thematik überhaupt aufzufassen. Nehmen wir als Beispiel die folgende typische Thematik: 'Freiwillig verringert Anne ihre akademischen Leistungen und unternimmt alles, was ihr möglich ist, um Karl zu helfen, der vor dem Examen steht. Bald muß sie ihre medizinische Ausbildung aufgeben, da ihre Leistungen nicht mehr ausreichen. Sie heiratet. Karl studiert weiter, während sie Hausfrau wird.' Manche Mädchen betonen in ihrer Fortführung dieser Geschichte, daß Anne unglücklich sei, aggressiv, solange sie unverheiratet sei; andere glaubten, sie sei so ehrgeizig, daß sie ihre Familie als Mittel zur Durchsetzung ihrer eigenen Karriere benutzte, andere meinten, Anne sei ein Code-Name für eine nicht existierende Person, die eine Gruppe von Medizinstudenten erfunden haben, die nacheinander Examen machen und Papiere für 'Anne' schreiben. Mit anderen Worten, die befragten Frauen, zeigten signifikant mehr vom 'Motiv der Vermeidung von Erfolg' als die Männer: 59 der befragten 90 Frauen rangierten hier hoch, aber nur 8 von den 88 befragten männlichen Versuchspersonen." (Horner, M., S. 162, 1972)

Gesellschaftliche Hindernisse wie mangelnde berufliche Perspektiven, schlechtere Bezahlung usw., die einem stärkeren beruflichen Engagement der Frau entgegenstehen, könnten, bei der Berücksichtigung der oben zitierten Untersuchungsergebnisse, zusammengehen mit einer weniger intensiven psychischen Beteiligung der Frau an der Leistungswelt der Männer aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation oder mit einer von den Männern grundsätzlich verschiedenen Einstellung gegenüber Leistungsverhalten, Konkurrenzkampf usw. aufgrund andersartiger Erfahrungen im Alltag innerhalb des weiblichen Lebenszusammenhangs.

Es ist leichter, d.h. gesellschaftlich weniger belastend, für Frauen, diffuse Angst zu verspüren, bzw. ein latentes Unbehagen vage zu artikulieren (siehe BRIGITTE-Studie!).

Die Angstinhalte können konkret eine Furcht vor bestimmten Situationen signalisieren (wie ökonomischer Not usw.), sie können aber auch diffuse Ängste ausdrücken, die mit der mangelnden Selbstverwirklichung (von eigenen Bedürfnissen und Wünschen), mit der mangelnden Abgrenzung als eigene Person von den andauernden Anforderungen der Umwelt, und mit der geringen persönlichen Anerkennung zusammenhängen. Auf diesem Hintergrund werden "Hausfrauenphobien" vor Schmutz, vor Unordnung, vor überraschenden Einbrüchen in den geplanten Tagesablauf verständlich und einfühlbar. Das Geregelte, Ritualisierte des Alltagslebens entwickelt sich vor dem Hintergrund der Angst vor Katastrophen, vor Schulden, vor dem finanziellen Chaos, vor dem Gefühl des "Überrolltwerdens" durch Unordnung, Staub und Schmutz, vor dem "Nicht-fertig-Werden" mit der Situation". (Prokop, 1976, S. 86)

Ergebnisse der BRIGITTE-Studie beleuchten diesen Sachverhalt: die Tatsache, daß der Mann als Geldverdiener seiner Frau auch die ihr zustehende Summe vorenthalten könne, löste bei den Befragten keine Angst aus. Dagegen eher die Möglichkeit, daß der Mann als Geldverdiener einmal ausfallen würde, "was letztlich ein Ausdruck für die gefühlsmäßige Ambivalenz ist, die aus finanzieller und emotionaler Abhängigkeit und dem Sicherheitsbedürfnis der Frau hervorgeht." (Prokop, 1976, S. 87)

Eine andere gesellschaftlich akzeptable Ausdrucksmöglichkeit für nicht artikuliert Ängste können psychosomatische Krankheitssymptome sein: Nach der BRIGITTE-Studie glauben etwa die Hälfte der Hausfrauen an die Möglichkeit einer Berufskrankheit durch Hausarbeit, was wiederum mit dem von denselben Frauen geäußerten hohen Maß an Zufriedenheit im Widerspruch steht. 1/3 der Arbeiterinnen sind der Überzeugung, einer "Berufskrankheit" ausgesetzt zu sein (18 - 54 Jahre). "Da der Begriff der Berufskrankheit offenkundig nicht in einem präzisen Sinn verwendet wurde, kann man annehmen,

daß das große Ausmaß der Besorgnisse Symptom für andere Ängste ist, deren Wurzeln nicht im Gesundheitsbereich liegen müssen." (BRIGITTE, 1974, S. 177)

Es gibt psychosomatische Beschwerden (Symptombildungen), die bei Frauen statistisch häufiger auftreten als bei Männern: Kreislaufstörungen, Darmträgheit, Abgespanntheit, Nervosität und Schlaflosigkeit (aus Richter, 1973). Nach der BRIGITTE-Studie klagen von den Hausfrauen 62 % über "Nervosität", 50 % über Kreislaufbeschwerden, 42 % über Kreuzschmerzen, 41 % über Kopfschmerzen, 34 % über Erschöpfungszustände, 24 % über Herzbeschwerden, 21 % über Schlafstörungen, 21 % über Schwindelanfälle, 16 % über Magenleiden, 15 % über Angstzustände, 13 % über Gallenbeschwerden. In der Untersuchung von Richter betonten vor allem die Frauen zwischen 30 und 60 Jahren ihre Schwäche, ihre Belastbarkeit und ihre Minderwertigkeitsgefühle. Also gerade die Frauen, die als berufstätige Mütter oder als Hausfrauen mit kleinen Kindern die Hauptbelastungen durch Beruf, Erziehung der Kinder und Haushalt tragen. Richter führt dazu Begriffe wie Schwäche, Minderwertigkeitsgefühle genauer aus: "Dazu gehören ihre vermehrte soziale Gehemmtheit, Gefügigkeit und Unzufriedenheit mit sich selbst. Abweichend von den jüngeren Frauen bewerten sich die älteren in der Richtung von vermehrter Abhängigkeit, Isolation, Unattraktivität, Neigung zu Selbstvorwürfen." (Richter, 1973 S. 295)

Nach der Schweizer Frauenstudie (Held/Levy, 1974) zeigen sich psychosomatische Störungen vor allem bei Frauen "mit (manifest geäußerten) traditionellen Normen..., die zugleich in einer stark traditionellen (strikte Rollentrennung zwischen Mann und Frau, Dominanz des Mannes etc.) realen Situation leben." (Prokop, 1976, S. 89) Nach diesen Erhebungen zeigen 82 % dieser Frauen psychosomatische Symptome.

Fragt man nach der Zufriedenheit der Hausfrauen mit ihrer

Arbeit im Haushalt und in der Kindererziehung, so ist man überrascht von den widersprüchlichen Aussagen. Die meisten Hausfrauen, immerhin 87 %, fühlen sich in ihrer Rolle (Funktion) als "Hausarbeiterin" von ihrem Mann anerkannt, 14 % geben an, die Anerkennung ihres Mannes sei ihnen zu gering. Die Ängste scheinen tiefer zu liegen: es geht weniger um die oberflächliche Anerkennung der Hausarbeit einer Hausfrau, als um die Durchsetzung von eigenen Wünschen und Bedürfnissen, um das Erleben einer selbständigen Identität, eines Ichbewußtseins. Die befragten Hausfrauen hatten meistens das Empfinden, daß sie durchgängig mehr von sich geben mußten als sie von anderen Personen innerhalb oder außerhalb der Familie zurückerhielten. Auf die Dauer gesehen könnte sich hier das Gefühl des emotional zu kurz gekommenen einstellen. Die Resignation ist "das beherrschende Moment in der Selbstdeutung der Hausfrauen... Sie glauben, sie seien Partner eines Vertrags, in dem ihnen nicht das volle Äquivalent dessen, was sie hergeben, zurück-erstattet werde. Sie sehen sich als Verzichtsfiguren, die irgendwie zu kurz gekommen sind." (Pross, 1975, S. 11) Diese resignative Empfindung äußert "sich nicht in irgendeinem kämpferischen Aufbegehren, sondern diffus in passiver Sehnsucht nach einem Beruf, in extremem Sicherheitsbedürfnis, abnorm häufigen Besuchen beim Arzt und ausgeprägtem Selbstbedauern." (Pross, 1975, S. 19)

Prokop sieht in der Fesselung der weiblichen Produktivkräfte den Grund für diffuse Ängste und Unzufriedenheit von Frauen. Die Frauen würden sich bewußt (oder äußerten denselben Sachverhalt in unbewußten Manifestationen), daß durch ihre ausschließliche Arbeit im Haushalt ihre Autonomie, ihre eigene Entwicklung, ihre Identität verhindert wird. Die Berufsarbeit bringt gleichzeitig keine Alternative, da es dort genauso unmöglich ist, als "Subjekt" zu handeln. Die tiefe prinzipielle Unzufriedenheit von Frauen äußere sich nicht in bestimmten Wünschen, sondern in "psy-

chisch und institutionell verfestigten kulturellen Mustern" (Prokop, 1976, S. 84) Hier können sich die unentwickelten und regressiv bleibenden Wünsche symbolisch verschlüsselt äußern, und zwar in Imagination, Phantasietätigkeit, Religion, weibliche subkulturelle Muster usw.

Die Unzufriedenheit resultiert daher weniger aus Arbeitsüberlastung oder der innerfamilialen Rollenkonstellation. Im Gegenteil betonen Hausfrauen die Vorteile ihres Berufs, freie Zeiteinteilung, selbständige Arbeitseinteilung usw. Sie können sich auf diesen "Schonraum" durchaus wegen seiner Vorteile zurückziehen, wobei ein solcher regressiver Rückzug die vorhandenen Probleme der Identitätsfindung und Selbstverwirklichung nicht löst. An scheinbar günstige Momente der Hausarbeit wie "freie Zeiteinteilung" schließt sich die Frage an: Freie Zeiteinteilung wozu? oder selbständiger arbeiten, für wen?

"In den Worten einer Arbeiterfrau: 'Wenn bei uns das Thema Gleichberechtigung kommt, da sagt mein Mann immer: Die gibt es gar nicht; mache mal meine Arbeit. Wenn ich dann sage: Mache meine, sagt er: Gerne, wenn Du raus gehst. Da bin ich bedient. Ich soll rausgehen, damit er meine Hausarbeit machen kann und zu Hause sitzt! ... Es ist so, daß die Männer uns noch das Geldverdienen in die Schuhe schieben wollen, daß wir dann noch unsre Männer ernähren sollen.' - Gleichberechtigung als Gleichheit der Aufgaben und Gleichheit der Aufgaben als Berufszwang auch für die Frau - ein solcher Zustand scheint den meisten Befragten nicht attraktiv. Genötigt, Farbe zu bekennen, präsentieren viele von ihnen die Hausfrauenrolle indirekt auf einmal als Privileg, als Vorrecht, das man sich nicht nehmen lassen will. Nur jeweils eine von fünf Befragten hält es für erstrebenswert, daß Mann und Frau beide halbtags erwerbstätig sind und in der anderen Tageshälfte beide Haushalt und Kinder versorgen. Jede zweite will nichts davon wissen. 19 % differieren:

Müßte man ausprobieren, käme auf die Berufe an." (BRIGITTE, 1974, S. 99)

Die Hausarbeit empfindet ein Drittel der Hausfrauen ganz unbefriedigend, 35 % einigermaßen, 10 % manchmal und 23 % sehr befriedigend. Vor allem werden die Eintönigkeit und die Einförmigkeit an der Hausarbeit kritisiert. Im Gegensatz zur Berufswelt haben Frauen im Haushalt mehr Freiräume, keine rigorose Zeiteinteilung, sie erleben nicht das Gefühl der andauernden Hetze und des Eingespanntseins. Zwei Drittel der Befragten sagten, sie hätten am Tag eine bis mehrere Stunden ganz für sich (BRIGITTE, 1974, S. 61).

"Im Alltag der 'Nur-Hausfrauen' geht es insgesamt offenbar ruhiger zu. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sie nach ihren eigenen Angaben und im Durchschnitt etwa 55 bis 60 Stunden mit den häuslichen Pflichten verbringen. Diese 55 bis 60 Stunden sind nicht so rigoros durchorganisiert wie die Arbeitsstunden der erwerbstätigen Männer und Frauen, sie unterliegen keiner, aus der Sicht der einzelnen Frau, unverrückbaren Einteilung wie in Fabrik, Büro oder Ladengeschäft; sie lassen mehr Spielräume für individuelle Abweichungen, für Anpassungen an das persönliche Befinden, an Unpäßlichkeiten oder Phasen gesteigerter Leistungsfähigkeit, In diesem, gewiß beschränkten, gleichwohl wichtigen Sinn ist das Gros der Hausfrauen freier, sind Hausfrauen mehr Herrinnen ihrer selbst. Die Befunde korrigieren damit das in der Öffentlichkeit noch verbreitete Bild der Hausfrau als der nimmermüden, rastlos schaffenden Frau. Die in der Fachliteratur immer wieder genannte Zahl von 60 Arbeitsstunden pro Woche scheint zwar korrekt, ist aber irreführend, wenn man sie nicht in der oben angedeuteten Weise relativiert." (BRIGITTE, 1974, S. 120 ff)

In den vorliegenden empirischen Untersuchungen zur Hausfrauensituation werden Ergebnisse wie Unzufriedenheit über Haus-

arbeit usw. nach Schichtzugehörigkeit aufgeschlüsselt: Es läßt sich zwar durchgängig in allen Schichten als ein wichtiger Grund für das manifeste Unbehagen von Frauen ein wachsendes Kommunikationsbedürfnis feststellen, ein Interesse nach "Formen realer Öffentlichkeit" (Prokop, 1976, S. 93). Aber diesem Interesse an Kontakt, an Sozialität kann aufgrund unterschiedlicher, schichtspezifischer Ressourcen von Frauen aus Unterschicht bzw. Mittelschicht verschieden nachgegangen werden. Die Tatsache, daß weniger die Doppelbelastung durch die Arbeit zuhause und im Beruf die Unzufriedenheit der Frau steigert als das Abgeschnittensein von gesellschaftlichen Kommunikationsmöglichkeiten ist wichtig. Man könnte an diesen Sachverhalt alle möglichen Vermutungen anknüpfen: vielleicht zielt das in den Studien zwar artikulierte Interesse an Wiederaufnahme der Berufstätigkeit, dem aber oft kein konkreter Anfang folgt, mehr auf die Teilnahme an außerfamiliären Kommunikationsprozessen ab, welche die Berufstätigkeit auch nur teilweise bieten kann. Die BRIGITTE-Studie bietet dazu anschauliche Diskussionsbeispiele: "Es ist alles ein bißchen eintönig," - "Daß man mit dem Kind spielt, es unterstützt, das ist alles klar. Manchmal habe ich die Nase voll. So halbtags arbeiten, das würde mir schon gefallen. Mal was anderes hören, nicht immer nur mein Kind." - "Wenn die Frau nur zu Hause ist, stimmt es, daß die Frau langsam verblödet. Wenn man so viele Jahre nur daheim ist, nur im Haushalt. Irgendwie kommt man nicht mehr mit Leuten zusammen, man hat keinen richtigen Kontakt, man weiß nicht, was unter Arbeitskollegen geschieht, wie sie sich unterhalten. Nur daheim, nur die Kinder, nur den Mann - es wäre angebracht, wenn eine Frau nach einer gewissen Zeit wieder rauskommt. Es muß nicht das Geld sein, auch deshalb, damit man wieder unter Leute kommt und ein bißchen Ansprache hat und vom Berufsleben mitreden kann." (BRIGITTE, 1974, S. 102)

Die befragten Frauen äußern nicht den Wunsch nach mehr Kommunikation durch Erweiterung der Kernfamilie, eventuell Großfamilie oder Wohngemeinschaft. Die Großfamilie wird als Möglichkeit zu mehr Kommunikation abgelehnt: 69 % nein, 13 % kaum, 7 % zu alt dafür (BRIGITTE, 1974, S. 101). An dem Bestand der Kleinfamilie wird keine Kritik geübt, sondern es geht um das Bedürfnis nach zusätzlicher außerfamiliärer Kommunikation. "Auch Frauen, die der Hausfrauenexistenz kritisch gegenüberstehen, wollen nicht deren Ablösung durch eine partiell kollektivierte Form. Die Privatheit der Familie, der eigene Haushalt sind sakrosankt. Sie sind es vor allem für Frauen ab 30, nicht so eindeutig für die jüngeren Befragten. Auch unter den jüngeren überwiegt jedoch bei weitem die Ablehnung der neuen Form." (BRIGITTE, 1974, S. 102)

"Unbehagen" wird in der Unterschicht häufiger artikuliert als in der Mittelschicht, in der Stadt 47 % zu 31 %, auf dem Land 25 % Mittelschicht gegenüber 13 % Unterschicht (Held/Levy, 1974). Die Autoren führen mehrere Gründe für diese schichtspezifischen Unterschiede an. Die erste augenscheinliche Vermutung liegt in der Bedeutung der unterschiedlichen Produktionsverhältnisse für die Frau in der jeweiligen Schicht. Durch die Verfügung über finanzielle Mittel kann Hausarbeit durch die Anschaffung von Haushaltsmaschinen oder durch die Einstellung von Hausangestellten erleichtert werden. Abwechslungsreichere Freizeitmöglichkeiten sind ebenfalls abhängig von den finanziellen Ressourcen. Und gerade die physische Belastung von Berufsarbeit und Hausarbeit scheint für die Unterschichtsfrau extrem zu sein. Trotzdem belegen Held und Levy, daß die Unzufriedenheit der Arbeiterfrau unabhängig von ihrer Berufstätigkeit ist, berufstätige Frauen würden weniger manifestes Unbehagen an der Hausfrauenrolle äußern als Hausfrauen (Held/Levy, 1974, S. 232). Nicht die Belastung durch die "Doppelrolle" wird als ursächlich für das Unbehagen vermu-

tet, sondern die "Diskrepanz zwischen realer sozialer Lage und Konsum- und Kommunikationsbedürfnissen." (ebda.) Für die Arbeiterfrau scheint die Berufstätigkeit die Möglichkeit zu sein, außerfamiliäre Kontakte zu aktivieren, und die familiäre Isolation und die Bedeutung der in der Familie bestehenden Probleme zu reduzieren. Frauen aus der Mittelschicht können eher durch materielle Ressourcen, Status des Mannes, Privilegien etc. ihre innerfamiliäre Isolation (der Frau) kompensieren. Bei ihrer Berufstätigkeit findet sich keine Zunahme von außerfamiliären Aktivitäten. Außerdem scheint sich der allgemeine Trend bei Mittelschichtangehörigen, sich als Aufsteigergruppe an den Normenkonsens nachhaltig anzupassen, das Frauenprotestniveau zu senken. (Held/Levy, 1974, S. 230).

Unzufriedenheit der Frauen hängt u.a. von dem Berufsstatus des Mannes ab. In der Befragung glaubten Frauen von Männern mit niedrigem Berufsstatus eher, daß ihnen besondere Verzicht abverlangt würden (Deutungsformulierung). Sie unterstützten mehr die These, "die Hausfrauen geben mehr als sie zurückerhalten", 74 % der Ehefrauen von an- und ungelernten Arbeitern bejahten diese These gegenüber 58 % der leitenden Angestellten und Beamten. Ebenso die These, "die Hausfrau und Mutter sei der Dienstherr der Familie". Hier sprachen 54 % der Ehefrauen von an- und ungelernten Arbeitern ihre Zustimmung aus gegenüber 35 % der Ehefrauen von leitenden Angestellten (BRIGITTE, 1974, S. 138).

V. PSYCHISCHE ASPEKTE DER MUTTERSCHAFT

Welche psychischen Entwicklungsanstöße oder Entwicklungshindernisse bringt für eine Frau, die vorher alleine oder mit einem Partner zusammen gelebt hat, die Geburt und Erziehung eines Kindes mit sich? Auf welche Lösungsmöglichkeiten können Frauen, in solch eine Situation gestellt, zurückgreifen, um ihr Ichbewußtsein (Identität) zu ändern bzw. zu verfestigen und ihre eigenen Bedürfnisse mit den Bedürfnissen des Kindes in Einklang zu bringen.

Obwohl jede Frau die Geburt ihres Kindes, eines hilflosen Wesens, das völlig auf ihre Sorge und "Bemutterung" angewiesen ist, als einschneidendes Erlebnis erfährt, das die Perspektive ihres bis dahin gelebten Lebens völlig verändert, wird dieser Erfahrung der Mutterschaft in wissenschaftlichen Abhandlungen relativ wenig Beachtung geschenkt. Es gibt zahlreiche Untersuchungen über die Auswirkungen einer "krankmachenden" (schizophrenogenen) Mutter auf die Psyche ihres Kindes oder über bestimmte "Erziehungstechniken" der Mutter, die bei dem Kind solche und solche Auswirkungen haben. Die Entwicklung des Kleinkinds unter der Obhut der Mutter, sei es die psychosexuelle, die soziale oder die kognitive ist in aller Munde, aber über die psychische Entwicklung der Mutter innerhalb dieser ersten Jahre mit dem Kind schweigt sich die Literatur aus, bis auf einige Ausnahmen innerhalb der psychoanalytischen Theorie (Benedek, 1960; Stierlin, 1975; Winnicott, 1974). Dieser weiße Fleck, der seine Entstehung einer an vorwiegend männlichen Interessen orientierten Wissenschaft verdankt, gilt es aufzufüllen mit neueren Untersuchungsergebnissen. Diesem Anspruch kann hier nicht genügt werden. Es sollen vielmehr in einem ersten Schritt Forschungsfizite aufgezeigt und Akzente gesetzt werden.

1. "Mutterliebe"

Man stößt bei der Analyse der Situation "Muttersein" auf die bereits oben diskutierte "Kehrseite" der heutigen gesellschaftlichen Idealisierung der Mutterschaft. Eine Mutter hat perfekt, gebenedeit, allgütig zu sein, sie hat ihr Kind bedingungslos zu lieben. Wie ihre Empfindungen für ihr Kind entstehen, welche Faktoren sie beeinflussen, interessiert nicht und wird nicht untersucht. Die "Mutterliebe", so wie wir sie heute kennen, die "natürliche, instinktive" Zuneigung für das Kind, ist eine Errungenschaft der modernen Zeit. In der traditionellen Gesellschaft standen die Mütter der Entwicklung und dem Glück ihrer Kinder unter zwei Jahren relativ gleichgültig gegenüber. Wegen der hohen Säuglingssterblichkeit und dem geduldeten Kindesmord (dem "normalen" Erstickungstod der Kinder in den elterlichen Betten), bedeutete wahrscheinlich eine intensive emotionale Zuwendung dem Kind gegenüber eine Gefahr für die Eltern, da sie sich vor allzu großer Trauer bei jedem sterbenden Kind schützen mußten. Wenn das Kind im Mittelalter die Kleinkindphase mit der hohen Kindersterblichkeit überstand, wurde es mit ca. 7 Jahren innerhalb eines "Lehrlingsverhältnisses" in die Erwachsenenwelt eingeführt und in der Arbeit der Erwachsenen unterwiesen. Die Mütter waren in der Zeit des "ganzen Hauses" damit beschäftigt, durch ihre Arbeit gleichberechtigt neben dem Mann sich den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu verdienen. Der Ehemann kam meistens für Miete und Rente auf und steuerte für die Ernährung und Kleidung der Familie wenig bei. (Aries, 1975). Mit dem Aufkommen des "Familiensinns" im 15. Jhdt. änderten sich diese Lebensformen der Sippengemeinschaft durch die Erfordernisse eines zentralen Staates und den Beginn der allmählichen Industrialisierung. Der Familienzusammenhalt war mehr an die Haushaltsführung, an das häusliche Leben gebunden, und dabei fiel der Frau eine entscheidende Funktion zu. "Seit dem 14. Jhdt. erlebt man die

langsam fortschreitende Abwertung der Stellung der Frau innerhalb des Haushalts. Sie verliert das Recht, den Platz des Mannes einzunehmen, falls dieser abwesend oder irrsinnig ist... Schließlich wird die verheiratete Frau im 16. Jhdt. dann eine rechtsunfähige Person, und sämtliche Handlungen, die sie ohne Erlaubnis des Gatten oder der Justiz unternähme, wären null und nichtig." (Aries, 1975 S. 490) Die moderne Familie schließlich "kehrt sich von der Welt ab und setzt der Gesellschaft die zurückgezogene Gruppe der Eltern und Kinder entgegen." (Aries, 1975, S. 554). Die "symbiotische" Mutter-Kind-Beziehung wie auch die heutige Kleinfamilie ist eine historische Erscheinungsform, sie wurde erst möglich durch die Trennung der Arbeitswelt von der Lebenswelt. "Die Beziehung Mutter-Kind wird von jetzt an als Substitut für die verloren gegangenen produktiven Funktionen der Frau in und um das Haus begriffen; das Kind wird - was es vorher nie war - zum wichtigsten Arbeitsinhalt der Frau." (Ostner, l., 1978, S. 163)

Um die Diskrepanz zwischen Ideologie und Wirklichkeit heute von "Muttersein" annähernd zu erfassen, sollen Auszüge aus zwei Interviews mit Müttern über das Thema "Mutterliebe" den Einstieg erleichtern:

- a) "Bis heute, unsere beiden Kinder sind inzwischen 5 und 6 Jahre alt geworden, fühle ich mich mit dem, was sie mir an - nennen wir es Mutterliebe - abverlangen, überfordert. Denke ich nur an die vielen endlos scheinenden Tage, die ich ihnen widmete, vor denen ich mich schon fürchtete, bevor sie überhaupt begannen. Dieses 'immer für sie da sein müssen' ist mir oft unerträglich. Bei aller Freude, die mir die Kinder auch manchmal machen, sehe ich den Sinn meines Lebens nicht alleine in der Aufzucht dieser Kinder und fühle mich auf vielen Ge-

bieten lahmgelegt... Ich bewundere alle Frauen, die den Mut haben, sich ein Stück eigenes Leben aufzubauen. Letzten Endes geben sie ihrem Kind oder ihren Kindern damit sicher auch mehr, als wenn sie sich in selbstaufopfernder Mutterliebe aufbrauchen." (Erler, U., 1973, S. 193)

- b) "Die Mutterliebe gibt es nicht. Es gibt nur viele verschiedene Arten von Mutterliebe, bestimmt durch Erziehung, engere Umwelt und gesellschaftliches System. Die Frauen haben sich bisher immer dem von ihnen abverlangten Mutterbild gebeugt - für alle Beteiligten, vielleicht am wenigsten jedoch für sie selbst, die bequemste Lösung. Unter dem von allen widerspruchslos anerkannten Deckmantel der Mutterliebe können Mütter ihre Bedürfnisse (nicht die der Kinder) rücksichtslos an ihren Kindern befriedigen. Sie ist, weil mit rationalen Argumenten nicht anfechtbar, ein ideales Instrument, um Macht auszuüben, sich bequeme Bürger zu schaffen. Mit dem Vorwurf, daß man sein Kind eben nicht liebe, kann jede Diskussion über die Rolle der Frau und mögliche gesellschaftliche Veränderungen abgewürgt werden." (Erler, U., 1973, S. 188)

Die beiden Schilderungen stecken inhaltlich den Rahmen ab für die nachfolgende Diskussion der psychischen Aspekte der Mutterschaft. Sie widerspiegeln zwei zentrale Einstellungen, mit denen Frauen heute auf das enge Zusammenleben mit dem Kind und ihre Verantwortung dafür reagieren. Die von der gesellschaftlichen Öffentlichkeit favorisierte Möglichkeit ist die "aufopfernde" Mutterliebe, die sich bei psychologischer Analyse als gerade egoistisch und Schuldgefühle erzeugend entlarvt. Die andere Alternative für die Mutter besteht in dem Erkennen ihrer eigenen Wünsche und Bedürfnisse und in ihrem Mut, diesen Interessen kompromißbereit mit der Umwelt nachzugehen (sie zu verwirklichen).

Man findet in der Literatur häufig für Mütter aufgestellte "Zielkataloge": sie sollten nicht ihre eigenen Lebenspläne zugunsten der Kinder aufgeben, andererseits sollten sie immer anwesend sein, wenn das Kind sie zur Bewältigung einer Krise dringend braucht. Sie sollten in ihren Kindern keinen Ersatz für das eigene nicht gelebte Leben finden, die Autonomie des Kindes nicht durch überstarke, bevormundende Bindungen verzögern. Sie sollten nicht das Kind besitzen und beherrschen wollen, sondern die Eigengesetzlichkeit des Kindes respektieren ebenso wie die zeitweilige Liebesverweigerung der Kinder. Was hier interessiert: wie kommt es, daß Mütter ihre Kinder von sich abhängig machen; wie kommt es, daß Mütter und Kinder in gegenseitigen Schuldgefühlen verstrickt sein können? Haben Mütter überhaupt eine andere Wahl?

2. Schwangerschaft und Geburt

Die körperlichen Veränderungen der Frau während der Schwangerschaft, die Geburt des Kindes und das Stillen des Babys können die sexuellen Aspekte der Mutterschaft versinnbildlichen und öffentlich machen. Es ist wohl kein Zufall, daß in unserer Gesellschaft gerade diese Möglichkeiten für die Mütter, ihre sexuelle Identität zu erfahren, unterdrückt wird. Hausgeburt oder mindestens eine weniger entfremdete Klinikgeburt, die Anwesenheit des Vaters bei der Geburt, die Verhinderung der frühen Trennung von Mutter und Baby galt lange als verpönt und wird erst in den letzten Jahren u.a. auch durch die Aktivitäten der Frauenbewegung zunehmend unterlaufen. Dasselbe gilt für die immer noch weit verbreitete negative Einstellung gegenüber dem Stillen, wie auch die übertriebene Ängstlichkeit, mit der eventuell

auf eine Schwangerschaft reagiert wird, eher wie auf eine ansteckende Krankheit als wie auf einen Lebensabschnitt im Leben einer gesunden Frau.

Schwangerschaft, stillen und die Geburt können der Frau eine tiefe narzißtische Befriedigung vermitteln bzw. ihr Selbstgefühl steigern, je nachdem ob in ihrer Umgebung ihr "Zustand" anerkannt und bejaht wird, was eigentlich ja dem geplanten oder ungeplanten Kind gilt, und ob sie selber früher ein "Körpergefühl" entwickelt hat und jetzt in der Lage ist, unbewußte regressive Wünsche zuzulassen.

Entscheidend für die Entdeckung des eigenen Körpers und die Entwicklung des "Körpergefühls" und damit auch für die Einstellung der Frau zu ihren körperlichen Veränderungen während ihrer Schwangerschaft, ist die Beziehung zur eigenen Mutter. Durch die Schwangerschaft und Geburt des Kindes kann oft eine bestehende Rivalität zwischen Mutter und Tochter überwunden werden, denn jetzt erlebt die Tochter sich ihrer Mutter ebenbürtig, da sie dasselbe erreicht hat wie diese. Sie hat durch die Geburt ihres Kindes zum erstenmal die Möglichkeit, mit der Erlaubnis der Mutter ihren eigenen Körper tatsächlich zu erfahren. Außerdem kann sie sich durch die Bemutterung ihres Kindes von ihren eigenen kindlichen Bedürfnissen und von ihrem Bewußtsein, von der Mutter abhängig zu sein, befreien. Töchter würden sich dann in diesem Zeitabschnitt ihres Lebens ihren Mütter näher fühlen. "Das einzige Mittel, endlich vom Schürzenband loszukommen, ist, selbst Kinder zu haben, denn dann ist man kein Kind mehr, sondern man hat ein eigenes Kind, das man den Eltern präsentieren kann. Bloß von zu Hause weggehen, ohne zu heiraten und Kinder zu haben, nützt nichts; man gilt dann immer noch nicht als erwachsen." (Hammer, S., 1977, S. 18)

Helene Deutsch vertritt als Psychoanalytikerin die Auffassung einer Identifizierung der Mutter mit dem noch unborenen Kind, es wird als Bestandteil ihres Ichs erlebt und gleichzeitig als Liebesobjekt. Dadurch erfährt das Kind eine zweifache Besetzung, nämlich eine narzißtische einerseits und eine konflikthafte andererseits. (H. Deutsch, Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung, 1925). Dieses Modell eines zweibahnigen Zugangs zum Kind, einerseits durch die Erfahrung des Kindes als unabhängige, von der Mutter getrennt existierende Person, die man lieben oder hassen kann und andererseits als ein Teil des eigenen Selbst, - eines positiven, anerkannten Teils oder eines verleugneten, negativen Anteils - ist grundlegend für die Mutter-Kind-Beziehung überhaupt. Auf ihm bauen die später entwickelten Modelle von Richter und Stierlin zur Mutter-Kind- bzw. zur Eltern-Kind-Beziehung auf.

3. Erziehung der Kinder - "Erwachsenwerden der Eltern"

Therese Benedek hat als eine der wenigen Autoren diese Konflikte der Elternschaft, die durch das Wiedererleben der eigenen Kindheit beim Umgang mit den Wünschen und Bedürfnissen des Säuglings und Kleinkinds entstehen, differenziert beschrieben (Benedek, T., 1960). Sie sieht die Erziehung des Kindes primär unter dem Gesichtspunkt des Erwachsenwerdens der Eltern an, was für die Eltern gleichzeitig eine Chance bedeutet, sich selber besser kennenzulernen und für ungelöste eigene Konflikte eine mehr oder weniger bewußte Lösung zu finden. "Erwachsen werden - das ist es, worauf das ganze Kindsein hinausläuft und worauf es beim Elternsein eigentlich ankommt. Während ich versuchte, mich selbst zu verstehen in diesen neuen Beziehungen, kam

ich immer mehr zu der Überzeugung, daß wir über den Entwicklungsprozeß von Eltern sprechen müssen, wenn wir über den Entwicklungsprozeß von Kindern sprechen wollen; denn beides ist unauflöslich miteinander verknüpft." (Barron McBride, 1974, S. 9)

Was bedeutet "Erwachsenwerden" in diesem Kontext? Wahrscheinlich weniger sich einem Klischee der idealen Mutter oder des idealen Vaters zu unterwerfen, sondern sich selbst in der Interaktion mit dem Kind zu entdecken, die eigenen Bedürfnisse, die eigene Vergangenheit. So gesehen ist das Muttersein ein Versuch, die eigene Vergangenheit zu bewältigen mit dem unbewußten Ziel, das fast Unmögliche zu bewerkstelligen, nämlich die Versöhnung mit der eigenen Mutter. Muttersein ist die Wiederholung und Verarbeitung von primären oralen Konflikten mit der eigenen Mutter nach Therese Benedek. Die gesellschaftlichen Bedingungen des Mutterseins setzen der bewußten Verarbeitung dieser Konflikte Grenzen. Trotzdem: "Dieser Tanz zwischen dem Realen und dem Idealen, zwischen dem Gegenwärtigen und den Erinnerungen ist der Schlüssel zur Weiterentwicklung der Eltern. Eltern gewinnen dadurch eine zweite Chance, sich von einigen Unsicherheiten zu befreien, die von ihren eigenen unausgeglichenen Kindheitserfahrungen zurückgeblieben sind." (Barron McBride, 1974, S. 61)

Damit wird eine Person in den Interaktionsprozeß zwischen Mutter und Kind mit hineingenommen, ohne daß sie unbedingt dabei real anwesend sein muß: die Großmutter. Im Verhältnis zu ihrem Kind kann sich die Mutter nacheinander mit ihrer eigenen Mutter (=Großmutter) oder mit ihrem Kind identifizieren. Zwischen diesen beiden Polen wird es schwer für sie werden, Aspekte ihrer eigenen Identität, Wünsche und Bedürfnisse zu formulieren. Die Beziehung, die Mutter und Tochter zueinander haben, ist somit in gewisser Weise ein Produkt der Konflikte zwischen Mutter und Großmutter und die wiederum sind meistens unbewußt und un-

bewältigt. Aber bekanntlich entfalten unbewältigte Konflikte eine enorme Dynamik und bestimmen die Spielregeln einer Beziehung unter Umständen weit mehr als die bewußten Intentionen. Die Mutter-Kind-Beziehung ist von dieser Regel nicht ausgenommen.

S. Hammer schildert die Dynamik eines solchen "Dreierverhältnisses": Ellen, die sich im Verhältnis zu ihrer Tochter Sally mit ihrer eigenen Mutter identifiziert, verhält sich natürlich - u.U. völlig ungewollt - auch wie diese und spürt in der Identifikation mit ihrer Tochter dann auch all die Enttäuschungen und Versagungen, die ihr als kleinem Mädchen von der Mutter zugefügt worden sind. Hier wird der Teufelskreis perfekt. Wie sie sich auch dreht und wendet - beide Identifizierungen erwecken unbefriedigende Assoziationen. In Bezug auf sich selbst wird sie zur "schlechten frustrierenden Mutter" ihres Kindes und zum schlechten frustrierenden Kind ihrer eigenen Mutter. Für Sally, das Kind, bedeutet es, daß es zum schlechten frustrierenden Kind seiner Mutter, Ellen, wird - eine Erfahrung, die wenig dazu angetan ist, ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln. Stattdessen ist dieses Beziehungsmuster der beste Nährboden für die ewigen Schuldgefühle eines Kindes gegenüber der Mutter, denn es spürt, daß es der Mutter nicht das geben konnte, was diese zur Aufrechterhaltung einer positiv besetzten Mutterimago braucht. Es ist nicht in der Lage, all die Enttäuschungen zu kompensieren, die seine Mutter erlebt hat, obwohl seine Mutter es genau dazu braucht.

4. Identität

Die Diskussion des Wiedererlebens der eigenen Kindheit bei Müttern, die selber Kinder aufziehen und sich auf einmal symbolisch "zwischen zwei Stühlen" sitzend, d.h. zwischen zwei Generationen empfinden, führt uns zu einem zentralen Problem innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung überhaupt, speziell der Mutter-Tochter-Beziehung: die Identität der Mutter. Wenn Frauen Schwierigkeiten haben, sich in ihren eigenen Bedürfnissen von denen ihrer Kinder abzugrenzen, oder überhaupt eine Sensibilität für den Aufbau eigener Ich-Grenzen zu entwickeln, dann scheint es zum einen Teil ein individuelles Problem zu sein, das mehr oder weniger gelungen persönlich gelöst wird, - zum anderen scheint es mit den gesellschaftlichen Bedingungen der Kindererziehung und Mutterschaft zusammenzuhängen. Müttern wird dieser wichtige psychologische Aspekt ihres Umgangs mit dem Kind nicht neu sein: sie fühlen sich täglich an eigene Kindheitserlebnisse zurückerinnert mehr oder weniger bewußt. Einige Autoren (Benedek, Barron McBride) beschreiben auf der unbewußten Ebene die Bewältigungsversuche der eigenen Vergangenheit. Schuldgefühle gegenüber der eigenen Mutter sollen abgetragen werden, indem versucht wird, alles an den eigenen Kindern wiedergutzumachen. Entbehrungen während der eigenen Kindheit, Hunger nach Liebe und emotionaler Zuwendung soll durch das liebevolle Interesse der Kinder gestillt werden. "Wenn Du, mein Kind, mir kein positives Gefühl meiner selbst gibst, wer dann?" könnte die verzweifelte Frage einer Mutter an ihre Tochter lauten, deren Problem darin besteht, ihr Selbstwertgefühl und die Defizite ihrer Identität als Frau über das Muttersein zu erlangen.

Erikson benutzt den Begriff der "Identität", um damit eine wechselseitige Beziehung auszudrücken, die "sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein, wie ein

dauernde Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfaßt". (Erikson, 1966, S. 124) Es gibt in der psychoanalytischen, soziologischen und psychologischen Literatur ausgezeichnete Beiträge zu dem Ausdruck "Identität". Die Definition des Begriffs von Erikson wird u.a. deshalb benutzt, da sie eine Spannung zwischen der eigenen "Selbsterfahrung" und der "Erfahrung" mit anderen Gruppenmitgliedern umfaßt. Gerade dieser Aspekt ist wichtig, um Schwierigkeiten bei der Identitätsbildung von Müttern herauszuarbeiten. Verschiedene Gründe für die Defizite der weiblichen Identität wurden bereits in den vorangegangenen Kapiteln gesammelt. Die Inhalte der geschlechtsspezifischen Erziehung, welche die Ideale der gesellschaftlich akzeptierten "Weiblichkeit" an die nächste Generation vermitteln: Einfühlungsvermögen, Altruistik, Opferbereitschaft, Passivität. Diese Verhaltensweisen, die sich ausschließlich an der Initiative des anderen, des Partners orientieren, ermöglichen nicht "identitätsstiftende" Erfahrungen und Erlebnisse. Um eigene Wünsche, Phantasien und Vorstellungen zu erleben und sich von anderen abgrenzen zu können, bedarf es des Erlebens von aggressiven Verhaltensweisen, Selbstbehauptung, Durchsetzungsvermögen, Bereitschaft zur Initiative, die in unserer Kultur hauptsächlich von kleinen Jungen während ihrer Erziehung erprobt werden "sollten". Das kleine Mädchen dagegen wird von Anfang an in seiner Familie an mehr mitmenschlichen Kontakten angebunden, es orientiert sich "traditionell weiblich" an den Bedürfnissen der Umwelt, versucht, diese zu erkennen und zu entschlüsseln. Die Häufigkeit und Intensität, mit der emotionale Beziehungen zu Mitmenschen eingegangen werden, lassen eher ein Aufgesogensein von der Persönlichkeit des anderen als den Aufbau stabiler Ich-Grenzen vermuten.

Diese in der geschlechtsspezifischen Erziehung erworbenen weiblichen Verhaltensweisen werden durch das Muttersein

weitgehend verstärkt. Ehemann und gesellschaftliche Öffentlichkeit drängen eine Mutter in die Position der verwöhnenden, fürsorglichen, liebevollen Frau; sie erwarten es von ihr. Ob diese Mütter ausgeglichen (emotional stabil) und autonom vor allem ihren Töchtern ein emotional überzeugendes Erwachsenenleben vorleben können, bleibt äußerst fraglich. "Frauen, die nicht erwachsen werden sollten",... ziehen Töchter auf, "die ebenfalls nicht dazu angehalten werden, erwachsen zu werden." (Hammer, 1977, S. 14). Die fehlende Person, die erwachsene, ich-autonome Frau, ist in der Tat die bezeichnende Lücke in der Identität der Frau, die hin und her schwankt im Aufgehen der Identifikation mit dem Kind und der eigenen Mutter und damit das Dilemma von Müttern bezeichnet. Hammer behauptet, daß Mütter ein Interesse daran hätten, daß ihre Kinder infantil bleiben, Mütter hätten kein ausgeprägtes Ich-Bewußtsein und wären deshalb auf ihre Kinder angewiesen als einzige Möglichkeit, ihre Energie zu investieren.

Ein Indiz für das ambivalente Identitätserlebnis bei Müttern könnten die überdurchschnittlich häufigen psychischen und somatischen Erkrankungen von "weiblichen" (=Eigenschaften, die in Persönlichkeitstests als feminin eingestuft werden) Frauen sein, wenn sie Mutter werden (Breen, 1975). Um in unserer kinderfeindlichen Gesellschaft Kinder großziehen zu können, braucht eine Mutter als "männlich" definierte Eigenschaften: Selbstbewußtsein, Initiative und eigene Interessen, damit sie das Kind in das Leben eines Erwachsenen einführen kann und Durchsetzungsfähigkeit gegenüber einer kinderfeindlichen Umwelt. Dieser Widerspruch zwischen dem kulturellen mütterlichen Leitbild und den alltäglichen Anforderungen könnte ein krankmachender Faktor für Frauen mit Kindern sein. Ihre zunehmende Inanspruchnahme von ärztlicher Überwachung und Betreuung könnte als ein Indiz dafür gelten.

Mütter sind mehreren widersprüchlichen Situationen ausgesetzt in unserer Kultur, welche eine ambivalente Identität fördern und sich als Belastungsfaktor auswirken können. So wird eine Frau genauso wie ein Mann auch danach streben, sich selbst zu verwirklichen, indem das eigene Potential, die eigenen Fähigkeiten anerkannt und ausgeschöpft werden. Andererseits erleben sich Frauen als das Gegenüber des Mannes und der Kinder. Entsprechend der Mutterideologie verwirklichen sie sich selbst indirekt durch die Befriedigung und die Erfüllung des Ehemannes und der Kinder. Schon das Kind erfährt die Macht der Mutter nicht für sie selbst sondern als für oder gegen das Kind gerichtet. "...auch die mächtige Mutter der kindlichen Phantasie ist Objekt, nicht Subjekt." (Hagemann-White, 1978, S. 751) Das Eingebundensein der Mutter in den familiären Kontext, ihre Orientierung an den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder, für deren Erfüllung sie sich verantwortlich fühlt, erschwert die Entwicklung eines Kompetenzgefühls (siehe Kap. III) und eines stabilen Selbstbewußtseins bei der Frau. Das ist die "Kehrseite" der affektgetönten Beziehung der Tochter zur Mutter, die durch ihre andauernde Gegenwart dem kleinen Mädchen die Möglichkeit gibt, sich "diffus" mit ihrer Persönlichkeit, mit ihren Werten und Verhaltenszügen zu identifizieren. Chodorow nennt dies eine "personale" Identifikation (Chodorow, 1974, S. 49) im Gegensatz zur "positionalen" Identifikation des Jungen mit seinem Vater. Da der kleine Junge seinen Vater nur fragmentarisch zu Gesicht bekommt, hat er nicht die Gelegenheit, sich in seine gesamte Persönlichkeit einzufühlen und sie zu erfassen. Er wird nach der Meinung Chodorows sich eher mit einzelnen Aspekten der männlichen Rolle des Vaters identifizieren, Rollensegmente, welche die Position des Vaters kennzeichnen. Bei der Beschreibung der unterschiedlichen Verinnerlichungsprozesse bei Mädchen und Jungen wird klar, daß bei der Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil das Mädchen in Ansätzen durchaus die Chance hat,

eine generalisierte flexible Identität anhand des Modells der Mutter zu entwickeln. Diese Identifikation wird erleichtert durch die intensive emotionale Beziehung zur Mutter. Hier wird eine Utopie der Mutter-Tochter-Beziehung gezeichnet, die das Mögliche impliziert, sich aber nicht an den realen Bedingungen der Mutter-Kind-Beziehung in unserer Gesellschaft orientiert. Chodorow erläutert diese Utopie anhand von kulturanthropologischen Untersuchungen der weiblichen Rolle in matrifocalen Gesellschaften. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einer "reifen" Abhängigkeit, die sich gründet auf einer Abgrenzung des Ichbewußtseins (der Identität) von dem Objekt (den Bezugspersonen). Durch diese Unterscheidung zwischen sich selbst und der Umwelt ist es für Mütter in diesen Gesellschaften keine Schwierigkeit, sich an den Bedürfnissen anderer zu orientieren, ohne dabei in der Interaktion mit Mann und Kind aufgesogen zu werden. Sie erleben die Beziehung zu ihren Kindern positiv, sind aber durchaus in der Lage, eigene Interessen und Pläne zu verwirklichen, die sie selbstbewußt und verantwortungsvoll in die Beziehung zu ihrem Kind mit einbringen. Die Last der Schuldgefühle gegenüber den Kindern ("man hat es nie richtig gemacht"), das Anklammern an sie als einzige emotionale Befriedigung entfällt. Der Ablösungsprozeß von der Mutter und das Selbstwertgefühl der Kinder wird entscheidend gefördert. Guntrip beschreibt die Aspekte der "reifen Abhängigkeit": "Mature dependence is characterized by full differentiation of ego and object (emergence from primary identification) and therefore with a capacity of valuing the object for its own sake and for giving as well as receiving; a condition which should be described not as independence but as mature dependence... Maturity is not equated with independence though it includes a certain capacity for independence... The independence of the mature person is simply that he does not collapse when he has to stand alone. It is not an independence of needs

for other persons with whom to have relationship: that would not be desired by the mature". (Guntrip, 1961, S. 291)

Die sozialen Bedingungen der drei von Chodorow geschilderten matrifocalen Gesellschaften unterscheiden sich von denen der westlichen Kultur: Die Stellung der Frau und Mutter wird innerhalb der Gesellschaft hoch bewertet, die zentrale Beziehung ist nicht wie in der Industriegesellschaft die zwischen Mann und Frau oder Mutter und Sohn sondern die Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Männer spielen innerhalb des weiblichen Lebenszusammenhangs nur eine periphere Rolle, ebenfalls Söhne, die durch die häufige Abwesenheit des Vaters psychologische Unsicherheit und instabile Beziehungen zu anderen Männern erleben. Das Interesse gilt nicht der dort praktizierten Geschlechterrollentrennung, die sich als die Umkehrung unserer "Gewaltenteilung" entpuppt, sondern den alternativen Möglichkeiten der Mutter-Kind-Beziehung, gegründet auf ein von Müttern im westlichen Kulturkreis unterschiedenes Identitätsbewußtsein. Eine Mutter in Ajeh, Java oder Ostlondon (Unterschicht) hat keine Veranlassung, ihr Kind an sich zu binden und dessen Selbständigkeit zu verhindern. Sie lebt nicht zusammen mit Ehemann und Kind in einer von der sozialen Umgebung isolierten Kleingruppe, der "Kernfamilie", sondern geht ihren vitalen Interessen und Bedürfnissen im Kontakt mit Personen des außerfamiliären Bereichs nach. Sie bewältigt gleichzeitig mit der Erziehung ihres Kindes wichtige gesellschaftliche Aufgaben, beides vermittelt ihr ein stabiles Selbstwertgefühl. Das Kind ist unter solchen Bedingungen nicht auf die Mutter als einziger Bezugsperson angewiesen und ihren Stimmungsschwankungen ausgeliefert, sondern erlernt soziale Verhaltensweisen von mehreren Personen, die zwischen die Mutter und ihm selbst treten und mit Verantwortung für seine Erziehung übernehmen. Bibring unterstützt diese Interpreta-

tionen mit klinischem Material: "We find in the analysis of the women who grew up in this 'matriarchal' setting the rejection of the feminine role less frequently than among female patients coming from the patriarchal family culture." (Bibring, 1953, S. 281)

Erikson beschreibt anschaulich mütterliche Verhaltensweisen bei Müttern von Patienten, die ihn mit Symptomen der "Identitätsdiffusion" (Schwierigkeiten, ein Identitätsgefühl zu erleben, ein konstantes Bild seiner selbst) aufsuchten. Es scheint, als ob diese Mütter ihre instabile, fragmentarische Identität an ihre Kinder weitergegeben haben. "...sie haben die spezielle Eigenschaft einer penetranten Allgegenwart" schon ihre Stimmen, ja ihre leisesten Seufzer sind durchdringend, vorwurfsvoll oder gereizt, und man kann ihnen innerhalb eines beträchtlichen Umkreises nicht enttrinnen. Ein Patient hatte z.B. seine ganze Kindheit hindurch einen häufig wiederkehrenden Traum, in dem er eine auf- und zuklappende Schere umherfliegen sah; es ergab sich, daß diese Schere die Stimme seiner Mutter symbolisierte, die alles zerschnitt und abschnitt. Diese Frauen sind liebende Mütter, aber sie lieben voller Angst und Zudringlichkeit; sie sind selber so hungrig nach Lob und Anerkennung, daß sie ihre kleinen Kinder mit komplizierten Klagen, häufig über den Vater, belasten; bei Ehestreitigkeiten führen sie die Kinder ins Feld, um mit deren Leben ihr eigenes zu rechtfertigen. Sie sind hochgradig eifersüchtig und sehr empfindlich gegen die Eifersucht anderer; in unserem Zusammenhang ist es besonders bedeutungsvoll, wenn die Mutter eifersüchtig auf jedes Zeichen reagiert, daß das Kind sich stärker mit dem Vater identifiziert oder, schlimmer noch, seine Identität ganz und gar auf der des Vaters aufbaut." (Erikson, 1966, S. 173 ff)

5. Psychoanalytische Theorie: Mütterlichkeit

Hier wird von einem bestimmten Standpunkt aus, nämlich unter dem Gesichtspunkt des Patienten, des Kindes, die Mutter beobachtet und "abgeurteilt". Insofern fügt sich dieser Text Eriksons mühelos in die gängige Blickrichtung (immer noch) psychoanalytischer Autoren ein: "Gängig" insofern, als die traditionelle Geschlechtsrollentrennung zum größten Teil fraglos übernommen und eher noch verfestigt wurde. Die Mutter hat anwesend zu sein, ihr wird die volle Last der Verantwortung für das Kind aufgebürdet und Verhaltensauffälligkeiten des Kindes werden auf Konflikte innerhalb der mütterlichen Persönlichkeit zurückgeführt (Spitz). Dem ist nicht zu widersprechen, nur ist eine Ergänzung der psychoanalytischen Theorie aus der Sicht der Frau und Mutter notwendig. Die ausschließliche Konzentration der entwicklungspsychologischen Forschung auf die Mutter-Kind-Beziehung hat einige nachteilige Folgen: die Formel "Mutter" (der Einfluß der Mutter, die Mutter als Schicksal) wird dann zu einem verhängnisvollen Kürzel, wenn dabei alle anderen einflußreichen Faktoren während der Sozialisation des Kindes vernachlässigt werden (Vater, Geschwister, Verwandte, etc.). Die Schuldgefühle, die solche Buchtitel und Thesen bei den betroffenen Müttern auslösen, die spüren, daß sie das geforderte "Ideal-Soll" nie erreichen werden, bleiben unbearbeitet. Bedürfnisse der Mütter werden nicht untersucht, ebenso bleibt wie bei dem Text Eriksons offen, warum Mütter teilweise zu ihren Kindern krankmachende Beziehungen aufrechterhalten. Mahler, Balint, Stierlin betonen durchaus die notwendige Trennung der Mutter von dem Kind, aber wie dieser Ablösungsprozeß auf Seiten der Mutter vonstatten gehen soll, bleibt offen. Vor allem, nachdem Müttern geraten wird, sich während der ersten Lebensjahre des Kindes voll auf seine kleine Persönlichkeit zu konzentrieren (Winnicott) und nachdem ihnen das Erziehungsfeld als einzige Profilierungsmöglichkeit von

der Gesellschaft überlassen wurde. Winnicott dazu: "Die in diesen Dingen unverbogene Mutter ist bereit, ihre Identifikation mit dem Säugling aufzugeben, sobald der Säugling sich ablösen muß. Es ist möglich, daß eine Mutter am Anfang das Baby gut versorgt, den Prozeß aber nicht vollenden kann, weil sie unfähig ist, ihn an ein Ende kommen zu lassen; dann hat die Mutter die Tendenz, mit ihrem Baby verschmolzen zu bleiben und die Trennung des Säuglings von ihr hinauszuschieben. Es ist auf jeden Fall schwierig für eine Mutter, sich von ihrem Kind ebenso rasch zu trennen, wie das Kind sich von ihr trennen muß." (Winnicott, D., 1974, S. 51)

Innerhalb der psychoanalytischen Theorie Freuds ist Mutterschaft die Erfüllung im Leben einer Frau. Erfüllung insofern, weil es dabei der Frau gelingt, ihren anatomischen "Mangel", nämlich ihre Penislosigkeit, zu überwinden mit Hilfe des geborenen Kindes, das im Unbewußten als das Kind ihres Vaters phantasiert werden kann. Deutlich wird hier die Gleichung Penis = Kind, die Freud anwandte und die aus dem Kinderwunsch nicht einen primär weiblichen Wunsch machte, sondern einen sekundär abgeleiteten Wunsch der Frau, um eigentlich etwas Anderes, nämlich den Penis zu bekommen. Die Mutterschaft wird damit zu einem Ersatz für die gewünschte, aber unerreichbare Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht. Diese These Freuds fügt sich nahtlos ein in seine Theorie der Weiblichkeit, die er entwickelte, teilweise mit äußerster Vorsicht und immer wieder mit der Betonung, auf welch unsicherem Boden er sich befände: "Wollen Sie ~~mir~~ über die Weiblichkeit wissen, so befragen Sie ihre eigenen Lebenserfahrungen, oder Sie wenden sich an die Richter, oder Sie warten, bis die Wissenschaft Ihnen tiefere und besser zusammenhängende Auskünfte geben kann." (Freud, 1932)

Die theoretischen Beiträge Freuds und anderer psychoanalytischer Autoren zur Weiblichkeit können hier nur kurz referiert werden, es wird auf die Literatur verwiesen (Chasseguet-Smirgel, 1974; Mitscherlich-Nielsen, 1978). Hier interessieren vor allem die Implikationen seines theoretischen Ansatzes für die Situation der Mutter. Einen zentralen Aspekt nimmt dabei der von Freud postulierte weibliche "Penisneid" ein, der auf dem biologischen Unterschied zwischen Mann und Frau gründet und den Neid der Frauen auf das männliche Geschlecht symbolisiert. Um aus dem "unliebsamen Sachverhalt" ihrer "eigenen Minderwertigkeit" herauszukommen, wird sich die weibliche Entwicklung zwischen drei verschiedenen Richtungen vollziehen:

1. ... "allgemeine Abwendung von der Sexualität..."
2. "Die zweite Richtung hält in trotziger Selbstbehauptung an der bedrohten Männlichkeit fest, die Hoffnung, noch einmal einen Penis zu bekommen, bleibt bis in unglaublich späte Zeiten aufrechterhalten, wird zum Lebenszweck erhoben und die Phantasie, trotz alledem ein Mann zu sein, bleibt oft gestaltend für lange Lebensperioden..."
3. "Erst eine dritte, recht umwegige Entwicklung mündet in die normal weibliche Endgestaltung aus." (Freud, 1905)
Mit der normalen weiblichen Endgestaltung meint Freud die Mutter, die jetzt ihr Kind als Ersatz für den erwünschten Penis des Vaters akzeptiert.

Die Theorie des Penisneids wurde in den letzten Jahren von mehreren psychoanalytischen Autoren wiederaufgenommen und revidiert (Chasseguet-Smirgel, Mitscherlich-Nielsen, Moore, Torok). Sie versuchen aufgrund eines umfangreichen klinischen Materials neben den Fallgeschichten Freuds und der Analyse von Mythologien über die Frau nachzuweisen, daß es sehr wohl eine primär weibliche Sexualität gibt,

die um Klitoris und Vagina konzentriert ist und von dem kleinen Mädchen auch als ihrem Körper zugehörig erlebt wird. Freud glaubte, daß ein kleines Mädchen bis zur Pubertät seine Sexualität als ausschließlich männlich erlebe. Außerdem wird von den Kritikern Freuds weniger der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtern als Grundlage für das jeweilige Selbstwertgefühl von Mann und Frau betont, sondern der psychische Lernprozeß von Mädchen und Junge innerhalb der Familie, die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Einstellungen der Bezugspersonen wird hervorgehoben.

Der Penisneid, er kann nur verstanden werden als Neid auf die Macht, gesellschaftliches Ansehen etc., symbolisiert in dem Phallus, wird dann nicht zu einem primären, unabdingbaren Erlebnis jeder Frau, sondern zur Abwehrreaktion einer intensiven Bindung des kleinen Mädchens an die archaische, präödisale Mutter, der nur durch die Identifizierung mit einem Teil des Vaters entgangen werden kann. Das Mädchen kann sich von der mütterlichen Allmacht nicht befreien, obwohl es von der Mutter wahrscheinlich eine noch schlimmere narzißtische Kränkung zugefügt bekommen hat als dieser, da es negativer besetzt war als der Junge. Da das Mädchen der Mutter nicht einen eigenen, exklusiven narzißtischen Wert entgegensetzen kann, den die Mutter nicht auch schon hätte (was der Junge aber kann), benutzt es den Penisneid als Distanzierung von der allmächtigen Mutter. "Der Penisneid ist keine als Selbstzweck konzipierte Männlichkeitsforderung, sondern eine Revolte gegen die Person, die als Ursprung der narzißtischen Kränkung erscheint: die allmächtige Mutter." (Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 163) Nach Ansicht von Chasseguet-Smirgel wird der Penisneid des Mädchens um so heftiger ausfallen, je mehr es von der Mutter traumatisiert wurde. Der Penis als Symbol der Macht, der Vollständigkeit, der Autonomie, der Integrität, wird "zum Privileg des Mannes, der die Mutter entmachtet hat." (ebda.)

Interessant für unseren Zusammenhang ist die Bedeutung, die Chasseguet-Smirgel den spezifisch weiblichen Schuldgefühlen zumißt. Sie verbindet sie mit Schuldgefühlen dem Vater gegenüber, die bei jedem Versuch, Autonomiebestrebungen zu verwirklichen, von Frauen erlebt würden. Grundlegend für diesen Vorgang ist ihrer Ansicht nach die Idealisierung des Vaters nach der erfolgten Ablehnung der Mutter. Diese Idealisierung (=Verdrängung der anal-sadistischen Triebkomponenten gegenüber dem Vater) wird um so stärker ausfallen, je versagender das Mädchen die Liebesbeziehung zur Mutter erlebt hat. Der Vater wird dann zum Rettungsanker, "als letzte Chance, eine Beziehung zu einem befriedigenden Objekt herzustellen". (Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 139). Chasseguet-Smirgel argumentiert, daß die ödipalen Schuldgefühle der Frau gegenüber der Mutter verdoppelt würden durch die Schuldgefühle gegenüber dem Vater, da im Unbewußten die Versuche einer weiblichen Selbstverwirklichung mit dem Phallus-Erwerb gleichgesetzt würden. Hemmungen der Frau bei intellektuellen, beruflichen und kreativen Tätigkeiten seien die Folge dieser spezifisch weiblichen Schuldgefühle. Die soziokulturellen Faktoren wirken sich verdoppelnd aus, denn die internen Schuldgefühle der Frau werden durch externe Elemente ständig bestätigt. So könnte man die weiter oben zitierten Untersuchungsergebnisse über die Erfolgsangst bei Frauen auch psychoanalytisch als Hemmung interpretieren, denn "eine phallische Selbstverwirklichung könnte mit ihren weiblichen Wünschen in Konflikt geraten". (Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 155) ...Denn: "Kreativ sein heißt auch, etwas anderes tun, etwas, das über die Mutter-Rolle hinausgeht. An dieser Stelle berühren wir die 'phallische' Bedeutung dieses Aktes und den Penisneid!" (ebda.)

Freud beschreibt in der Abhandlung: "Zur Einführung des Narzißmus" zwei alternative Möglichkeiten, um die Selbstliebe das Selbstgefühl zu steigern:

1. "alles, was man besitzt oder erreicht hat, jeder durch die Erfahrung bestätigte Rest des primitiven Allmachtgefühls", steigert das Selbstgefühl.
2. "daß im Liebesleben das Nichtgeliebtwerden das Selbstgefühl erniedrigt, das geliebt werden dasselbe erhöht."

Nach der Argumentation von Chasseguet-Smirgel läßt sich vermuten, daß Frauen nicht ohne Schuldgefühle ihrer Selbstverwirklichung nachgehen können. So werden sich Frauen wahrscheinlich eher für ein starkes Engagement in Beziehungen entscheiden ("Beziehungsarbeit"), um hier durch die Liebe zu einer anderen Person gleichzeitig auch ihr eigenes narzißtisches Bedürfnis befriedigen zu können. Chasseguet-Smirgel bezeichnet diesen Prozeß als typisch feminine Einstellung und deutet ihn als Identifikation mit dem Penis des Vaters, mit einem Partialobjekt, "einem komplementären und abhängigen Teil des Objekts". (Chasseguet-Smirgel, 1974 S. 172) Die Frau wird in diesen Beziehungen nicht eine unabhängige, selbstbewußte Partnerin. Sie spielt meistens die "Assistentin-Rolle", die "Betreuerin", "die rechte Hand... eines Liebhabers, eines Ehemannes, eines Vaters". "... Weit von jeder Autonomie entfernt, ist diese Frau von dem Objekt, dessen Komplement sie darstellt, äußerst abhängig." (ebda.)

In der Beziehung zum Kind läßt sich, entsprechend der vorgetragenen Hypothesen, vermuten, daß es einer Mutter, ähnlich wie in ihrer Beziehung zum Mann, weitgehend nicht gelingen wird, eine autonome, unabhängige Individualität zu erlangen. Ihre Selbstständigkeit steht und fällt mit der Ablösung von ihrer eigenen Mutter, der allmächtigen prä-ödipalen Mutter, die sie als kleines Mädchen verinnerlicht hat. Ist diese Ablösung nicht gelungen, überträgt sie ihre narzißtische Kränkung durch die Mutter auf die Beziehung zu ihrem Kind und erhofft sich durch den Umgang mit dem Kind eine narzißtische Bestätigung. Hier entpuppt sich

das von Freud angenommene Äquivalent Penis = Kind als falsche Gleichung. Das Kindergebären ist nicht wie der Besitz eines Penis eine narzißtische Bestätigung, denn damit ist die Frau zwar ihrer eigenen Mutter ähnlich, aber sie entscheidet sich nicht von ihr in wesentlichen Erfahrungsbereichen. "Ein Kind zu haben, bedeutet vielleicht den Besitz dessen, was die omnipotente Mutter besitzt, aber es bedeutet noch lange nicht, daß man etwas anderes besitzt als sie, und genau das scheint mir das Ziel einer narzißtischen Vollendung zu sein."

(Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 191) "Penisneid" bei Müttern und das Erlebnis der kastrierenden Mutter negieren die von Freud aufgestellte Gleichung. So wird die Autonomie der Frau, oder die "reife Abhängigkeit" im Sinne Chodorows zu einem der zentralen Themen innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung, denn nur eine selbstbewußte, emotional stabile (mit sich selbst zufriedene) Mutter, die sich in ihren Bedürfnissen und in ihrer Identität (ihrem Selbstbild) von anderen abgrenzen kann, wird gerade deshalb in der Lage sein, auf die Bedürfnisse des Kindes "adäquat" einzugehen und ihm ein Modell sein an Unabhängigkeit, Einfühlungsvermögen und Kreativität.

M Ü T T E R - K I N D E R

Bis jetzt habe ich mich vorwiegend mit der Mutter beschäftigt, und zwar sowohl unter dem soziologischen Aspekt, nämlich der früheren und der heutigen Mutterrolle, wie auch unter dem psychologischen Aspekt der Auseinandersetzung der Mutter mit den gesellschaftlichen Anforderungen ihr gegenüber und mit ihren eigenen Gefühlen, die durch ihre Mutterschaft ausgelöst werden. Die erwähnten Bedürfnisse und Einstellungen der Mutter werden vor allem im Kontakt zum Kind zum Ausdruck kommen: entweder latent und von den beiden Interaktionspartnern unbeachtet oder in einer bewußten Auseinandersetzung der beiden Interaktionspartner miteinander. Während der erste Teil der Arbeit unter Motto stand "Was bringt die Mutter mit ein in ihren Umgang mit dem Kind?" - gemeint sind damit bewußte oder unbewußte Einstellungen und Bedürfnisse - beschäftigt sich der zweite Teil mit der Frage "Welche Folgen können die mütterlichen Einstellungen und Bedürfnisse in dem Interaktionsrahmen Mutter-Kind für das kindliche Verhalten haben?"

Um beiden Kommunikationspartnern, Mutter und Kind, gerecht zu werden, war es wichtig, eine ausführliche Erörterung der mütterlichen Situation voranzustellen, damit die Mutter als Person mit ihren Bedürfnissen lebendig und verstehbar wird. Diese Akzentuierung der mütterlichen Wünsche und Interessen soll auch in der Untersuchung der Beziehung der Mutter zum Kind beibehalten werden, auch wenn sich dadurch eine Vereinseitigung ergeben könnte. Zum Vorgehen: es werden empirische Untersuchungen zur Mutter-Kind-Beziehung diskutiert, die in der Tradition unterschiedlicher psychologischer Theorien stehen, unter dem Aspekt, wie die Mutter in ihrer Bedürfnisstruktur berücksichtigt wurde.

1. PSYCHOANALYTISCHE THEORIE DER MUTTER-KIND-BEZIEHUNG

Die Psychoanalyse versteht sich u.a. als Interaktionstheorie, d.h. sie beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen zwei oder mehreren Personen und analysiert den Niederschlag der Interaktionsform in den Subjekten (Lorenzer, 1972). Sie ist also keine Verhaltenspsychologie sondern begreift das äußerlich sichtbare Verhalten als Folge verinnerlichter Beziehungsstrukturen in dem Subjekt. Diese "einsozialisierten Interaktionsformen" gilt es aufzuhellen und bewußt zu machen, was mittels der psychoanalytischen Deutung des unbewußten Materials geschieht (Traum, freie Einfälle, Fehlleistungen usw.). Die Deutungen werden innerhalb des Interaktionszusammenhangs Analytiker - Patient verifiziert und äußern sich in der allmählichen Befreiung des Patienten von seinem "neurotischen Symptom". Sie sind außerhalb des "analytischen settings" nicht nachvollziehbar und überprüfbar.

Aus dem Gesagten wird die Bedeutung ersichtlich, welche die Psychoanalyse der Mutter-Kind-Beziehung beimessen mußte, da die aktuellen Erlebnisse des Patienten unter dem Aspekt seiner frühen Erfahrungen mit seiner Mutter analysiert wurden. Freud betonte die Wichtigkeit der frühen Kindheit, sich stützend auf Ergebnisse aus seiner Analyse erwachsener Patienten, d.h. Rekonstruktionen der Kindheit aufgrund der Einfälle und Erinnerungen Erwachsener. Unter diesem Blickwinkel gesehen erscheint die Mutter als Triebobjekt, zur notwendigen Befriedigung eines Triebes (beim Kind Hunger, Durst, Geborgenheit). Durch die immer wiederkehrende lustvolle Begegnung mit der Mutter erfährt der Säugling allmählich ihre Realität und integriert ihre verschiedenen Verhaltensweisen als zu einer Person gehörig.

Wegen des intensiven Kontakts zur Mutter ist der Säugling langsam in der Lage, eine Beziehung zu einer konstanten Person aufzunehmen, was auf seiner Seite korrespondiert mit seiner Fähigkeit u.a. die kürzere Abwesenheit der Mutter in Erinnerung an positiv erlebte Erfahrungen (Triebbefriedigungen) mit ihr zu ertragen. "Das erste erotische Objekt des Kindes ist die nährende Mutterbrust, die Liebe entsteht in Anlehnung an das befriedigte Nahrungsbedürfnis. Die Brust wird anfangs nicht von dem eigenen Körper unterschieden, wenn sie vom Körper abgetrennt, nach 'außen' verlegt werden muß, weil sie so häufig vom Kind vermißt wird, nimmt sie als Objekt einen Teil der ursprünglich narzißtischen Libidobesetzung mit sich. Dies erste Objekt vervollständigt sich später zur Person der Mutter, die nicht nur nährt, sondern auch pflegt und so manche andere, lustvolle wie unlustige, Körperempfindungen beim Kind hervorruft. In der Körperpflege wird sie zur ersten Verführerin des Kindes. In diesen beiden Relationen wurzelt die einzigartige, unvergleichliche, fürs ganze Leben unabänderlich festgelegte Bedeutung der Mutter als erstes und stärkstes Liebesobjekt, als Vorbild aller späteren Liebesbeziehungen - bei beiden Geschlechtern." (Freud, S., 1938, S. 115)

Die Mutter wird hier geschildert als der Adressat für die kindlichen Bedürfnisse und Wünsche, als erste Person, auf die das Kind seine Liebes- und Haßimpulse konzentrieren kann. Weitgehend offen bleiben die bewußten und unbewußten Absichten der Mutter, ob sie sich in der Art der Befriedigung des kindlichen Wunsches widerspiegeln und damit die Beziehung zum Kind entscheidend mitbestimmen.

Freud interessierte sich weniger für die individuellen Milieueinflüsse für die Neurosenentstehung als vielmehr für die seiner Ansicht nach unvermeidlichen Bedingungen menschlicher Konflikte wie angeborene Triebambivalenz, Struk-

tur der Psyche mit ihrer Spaltung in Ich, Es und Überich; unausweichliche Kollision der menschlichen Triebe mit dem Normenkodex der Gesellschaft; Abstillen; Sauberkeitstraining, Geschwisterrivalität, Konkurrenzproblematik in der ödipalen Phase, Kastrationsangst usw. Innerhalb der Interaktion zwischen Eltern und Kind analysierte er vor allem Prozesse, die im Kind ablaufen, z.B. welche Impulse hat es, welche Abwehrmechanismen benutzt es? "Stets erscheint das Kind als der eigentliche Urheber und Motor seiner psychodynamischen Prozesse, während die Eltern unter diesem Aspekt vorwiegend als Adressate von Wünschen oder Abwehrvorgängen, allenfalls als bloße Auslöser kindlicher Funktionen auftreten... während er die Frage darnach, wie sich gleichzeitig die Eltern ihrerseits des Kindes bemächtigen und es ihren Wünschen und Projektionen unterwerfen, nur am Rande verfolgt hat." (Richter, H., 1963, S. 25) Gleichzeitig hat Freud aber mit dem von ihm erarbeiteten Begriff Introjektion und der Identifikation den Weg geebnet für die spätere Familienforschung bzw. Familientherapie. Mit seinem theoretischen Beitrag zur Identifizierung hat er den psychodynamischen Mechanismus des Verinnerlichungsprozesses beim Kind beschrieben.

Es wird klar, daß Freud ebenso wie in seiner Theorie des Penisneides auch bei der Diskussion der Mutter-Kind-Beziehung das Ideal seiner Zeit, die liebende, fürsorgende, sich aufopfernde Mutter übernimmt und die gesellschaftlichen Bedingungen des Mutterseins nicht mitreflektiert. Entsprechend seiner Auffassung, daß die Frau nur über das Kind (unbewußt phantasiert als vom Vater kommend) die ödipale Position verlassen und so sich von der Familie ablösen kann, trennt er nicht zwischen den Bedürfnissen des Kindes und denen der Mutter. Er betont stets die Hilflosigkeit des Säuglings und das Moment der Entsprechung, und zwar der biologischen Entsprechung von Mutter und Kind während der Schwangerschaft und auch nach der Geburt. Im übrigen

findet man nur spärliche Anmerkungen über die Mutter-Kind-Beziehung in den Schriften Freuds, vielleicht weil er eben mit Selbstverständlichkeit eine funktionierende Beziehung voraussetzt.

1. Begriffsdefinitionen

Bevor die Beiträge einiger Psychoanalytiker zur Theorie der Mutter-Kind-Beziehung erörtert werden, müssen grundlegende psychoanalytische Begriffe erklärt werden, die zur Analyse der Mutter-Kind-Interaktion benutzt werden (Introjektion, Identifizierung, Projektion, Objektbeziehung).

Trieb:

Man geht in der psychoanalytischen Theorie von einer angeborenen Triebausstattung des Kindes aus. Nach Freud hat der "Trieb" eine biologische Determinante, er ist der "psychische Repräsentant der aus dem Körperinneren stammenden, in die Seele gelangenden Reize", und er ist "ein Maß an Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge eines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist." (Freud, 1915, S. 214). Der "Trieb", in Abhängigkeit von einer biologischen Disposition, ist definiert als deren psychischer Repräsentant, d.h. das Konstrukt Trieb hat einen psychologischen Charakter, es konzeptualisiert Verhaltensweisen, keine somatischen Prozesse. Vier Merkmale charakterisieren den Triebbegriff:

- a) eine somatische Triebquelle als Ursprung,
- b) die Triebkraft, die sich psychisch repräsentiert (z.B. in Vorstellungs- und Affektrepräsentanzen, in einem dranghaften Charakter),

- c) ein Triebziel zur Befriedigung dieses Reizzustandes ("Aufhebung des Reizzustandes der Triebquelle", Freud, 1915, S. 215),
- d) ein Triebobjekt, durch das die Triebbefriedigung erreicht wird. Das Objekt ist "das Variabelste am Trieb, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge seiner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet. Es ist nicht notwendig ein fremder Gegenstand, sondern ebensowohl ein Teil des eigenen Körpers ... Es kann im Laufe der Lebensschicksale des Triebes beliebig oft gewechselt werden." (Freud, S., 1915, S. 215)

Narzißmus:

Man geht davon aus, daß der Säugling am Anfang seiner Entwicklung noch nicht in der Lage ist, seine Triebenergie (=Libido) auf äußere belebte oder unbelebte Objekte zu richten, da er noch nicht zwischen den Erlebnissen seiner inneren Welt und der äußeren Welt unterscheiden kann. Beide Bereiche haben für ihn denselben realen Charakter. Diesen Zustand der auf die eigene Person gerichtete Libido nannte Freud Narzißmus. nach der griechischen Legende von dem Jüngling, Narziß, der sich in sich selbst verliebte. Eine dazu ganz analoge Einstellung zur Außenwelt wird beim Kind erwartet: "wir bilden so die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ich, von der später an die Objekte abgegeben wird, die aber im Grunde genommen verbleibt und sich zu den Objektbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplasmatierchens zu den von ihm ausgeschickten Pseudopodien!" (Freud, S., 1915, S. 140 - 141) Nach Balint ist der von Freud postulierte primäre Narzißmus, der eine Aufspeicherung aller Libido am Anfang im Ich oder im Es bezeichnet, eine reine Hypothese. Der sekundäre Narzißmus sei belegbar durch klinische Beobachtungen: "er bezeichnet einen Zustand, in welchem ein Teil, vielleicht sogar ein sehr großer Teil der Libido, der vorher

äußere Objekte besetzt hielt, abgezogen und auf das Ich - d.h. eindeutig nicht auf das Es - konzentriert wird." Balint, 1970, S. 50)

Die Beziehung der Mutter zu ihrem Kind ist für die Ausprägung beider Narzißmusformen von wichtiger Bedeutung. Erst das Erlebnis des lustvollen und des unbefriedigten Umgangs mit ihr ermöglicht dem Säugling ein allmähliches Realisieren der Außenwelt, so daß er Teilaspekte der Mutter (bei M. Klein die gute Brust) mit Libido besetzen kann und aus dem Stadium des primären Narzißmus heraustritt. Ein zweiter wichtiger Aspekt ist die "narzißtische Bestätigung" des Kindes durch die Mutter innerhalb einer befriedigend verlaufenden Mutter-Kind-Beziehung. Durch die Mutter vollzieht sich die Integration der narzißtisch besetzten Partialtriebe des Kindes, da sie alle Lebensäußerungen des Kindes liebt und damit das Kind in die Lage versetzt, seine eigenen Triebe erkennen und lieben zu lernen.

Objektbezug:

Die Mutter - zuerst ein Teilaspekt von ihr (die gute Mutter - die böse Mutter), später die ganze Person - wird zum ersten Liebesobjekt des Kindes. Der abhängige Säugling ist auf sie zur Befriedigung seiner Triebbedürfnisse angewiesen. Er erlebt die Mutter dadurch allmächtig und verschlingend, da sie für seine Lust- und Unlusterlebnisse verantwortlich ist. M. Klein und D. Winnicott sehen in der mißlungenen Bewältigung der ganz frühen archaischen Aggressionen zwischen Mutter und Kind die Wurzeln für später auftretende Psychosen.

Mutter und Kind bilden dann von ca. 4 Monaten bis ca. 3 Jahren des Kindes eine Dyade bzw. Symbiose: eine Interaktions-einheit, in der bestimmte Bedürfnisse wechselseitig reguliert werden und das Kind langsam in die Lage versetzt wird, eine

positive Gefühlsbeziehung zu anderen Menschen aufzubauen und Ich-Funktionen wie Realitätsprüfung und Triebbeherrschung zu entwickeln. Je nach der erreichten Entwicklungsstufe der Trieborganisation wird sich die Beziehung zur Mutter, die Objektbeziehung, unterschiedlich gestalten. Im frühen Lebensalter ist die Beziehung des Kindes zur Mutter in noch größerem Ausmaß von der individuellen Triebspannung determiniert, während im späteren Lebensalter in einer reiferen Objektbeziehung die eigene Befriedigung ohne gleichzeitige Befriedigung des Objekts unmöglich wird. Die Art und Weise des Umgangs der Mutter mit dem Kind geht mit ein in seine psychische Struktur, denn durch die Identifikation werden Verhaltensweisen und zugrundeliegende Motivationen der Mutter vom Kind übernommen und verinnerlicht. Die Objektbeziehungen sind vor allem im frühen Leben für die Ich-Entwicklung von großer Bedeutung. "...da ja ein Teil des Ichs in gewisser Weise ein Niederschlag dieser Beziehung ist. Darüber hinaus ist hervorgehoben worden, daß unzulängliche oder unbefriedigende Beziehungen zu den Objekten, das heißt zu der äußeren Umwelt der sehr frühen Lebenszeit, die richtige Entwicklung von Ich-Funktionen verhindern können." (Brenner, 1970, S. 122)

Identifizierung:

Eine zentrale Kategorie in der Psychoanalyse zur Erfassung des Beziehungsgefüges zwischen Mutter und Kind ist der Begriff der Identifikation. Damit ist nicht die Verinnerlichung bestimmter Aspekte einer konkret angebbaren Bezugsperson aufgrund einer generalisierten merkmalspezifischen emotionalen Bindung gemeint, sondern die Übernahme der sozialen Beziehungsstruktur zwischen Personen. Freud deutete dies im Modell der "defensiven Identifikation" an, bei der seiner Ansicht nach der Junge einerseits durch die Introjektion dem Vater nach Geschlechtsmerkmalen ähnlich wird und andererseits die hemmenden und strafenden Aspekte der

väterlichen Autorität verinnerlicht. Die Identifikation ist ein Mechanismus der Verinnerlichung von Interaktionsstrukturen, und man kann mit diesem Begriff Aussagen über die Merkmale intrafamiliärer Interaktionsstrukturen verbinden mit solchen über die Bedingungen psychischer Funktionen.

Die primäre Identifizierung wird als eine "Verschmelzung" des rudimentären Selbstschemas mit dem Schema des Objekts angesehen (Sandler, 1964, S. 737). Durch die Verinnerlichung des geliebten Objekts und durch die fortschreitende Assimilierung dieses Introjekts an den Prozeß der kindlichen Ich-Integration wird das Kind mehr und mehr von der Mutter unabhängig. Es ist in eine erste konstante Beziehung zu einer Person eingetreten (Fähigkeit zur Objektkonstanz) und hat gleichzeitig in sich selbst ein inneres Liebesobjekt errichtet. "Die Bildung eines ersten stabilen Ich-Kerns aus der anfänglichen Dual-Union ist damit geglückt." (Kutter, 1971, S. 180). Der Prozeß der Identifikation beinhaltet also gleichzeitig einen positiven wie negativen Aspekt: die Gewinnung eines bleibenden inneren Liebesobjekts und gleichzeitig die Distanzierung und zunehmende Unabhängigkeit von der äußeren realen geliebten Bezugsperson. Durch die "Einverleibung" des Objekts (Inkorporation) wird dieses zunichte gemacht. "Die -psychisch reale! - Einverleibung, die Introjektion dient dem Ziel, der Abhängigkeit des Subjekts zu begegnen, das Subjekt unabhängiger zu machen. Durch denselben Akt wird aber die Eigenexistenz des Objekts aufgehoben, das Objekt als unabhängiges Wesen vernichtet. ... in der Aufhebung der Eigenexistenz des Objekts durch Introjektion kann man eine destruktive, objektfeindliche Regung erblicken." (Roskamp, 1971, S. 85) Diese zuletzt beschriebenen Prozesse werden ausführlich bei Melanie Klein für die Anfänge der Säuglingszeit erörtert.

Anlaß für Identifikationsprozesse mit der Mutter sind von ihr ausgehende Versagungen:

- a) Die Mutter als lustspendende Pflegeperson verweigert dem Kind die Befriedigung. Damit wird die Mutter für das Kind zum Aggressor, die Objektbindung ist bedroht. Das Kind zieht Teile der aufs Objekt gerichteten Libido in das Ich zurück.
- b) Im Ich dient die Libido der Errichtung einer Identifikation mit der Mutter.
- c) Vom Kind werden wesentliche Aspekte der Mutter verinnerlicht, positive wie negative Bezüge zum Kind. Das Kind bedroht sich jetzt selbst, die Anforderungen der Mutter sind zu eigenen Anforderungen geworden. "Jedenfalls ist dieser Vorgang zumal in frühen Entwicklungsphasen ein sehr häufiger und kann die Auffassung ermöglichen, daß der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzung ist, die Geschichte dieser Objektwahl enthält." (Freud, 1923, S. 257)

Projektion:

Freud hat den Begriff der Projektion an dem Verfolgungswahn des Paranoikers entwickelt, der seiner Ansicht nach eine unterdrückte innere Wahrnehmung durch eine äußere Wahrnehmung ersetzt. Zugrunde liegt eine mißlungene Verdrängung vormals von dem Ich abgewehrter Es- oder Über-Ich-Impulse und die nachfolgende unbewußte Verlegung dieser unterdrückten Impulse durch das Ich in die Umgebung der betreffenden Person. Die Projektion ist also ein Ersatz für eine nicht mehr ausreichende Verdrängung und führt dazu, daß das Ich seine eigenen unterdrückten Impulse in anderen Personen "wahrnimmt" und sie in diesen Personen abwehrt, d.h. bekämpft und zu beseitigen versucht. M. Klein arbeitete den Projektionsmechanismus in der frühen Kindheit heraus und sieht in dem fortdauernden Wechsel von Projektionen archa-

ischer Haßimpulse des Kindes auf die Mutter und Introjektion der guten Aspekte der Mutter den Versuch des Säuglings, seine Angst, ausgelöst durch die totale Abhängigkeit von der Mutter, und seinen Haß auf sie zu bewältigen (Klein, 1962).

Richter nimmt die Seite der Eltern auf und untersucht ihre Projektionen unterdrückter Impulse auf ihr Kind. Damit beziehen sie ihr Kind unbewußt mit ein in die Lösung eigener Konflikte. "In Extremfällen ist die in den Eltern wohnende Konfliktspannung so stark, daß sie - obzwar unbewußt - die gesamte kindliche Lebensgestaltung unter dem Gesichtspunkt kontrollieren und regeln zu müssen glauben, als handle das Kind immer nur stellvertretend für sie selbst, als entscheide es über ihr Glück bzw. ihre Schuld." (Richter, 1963, S. 77)

2. M. Mahler: Symbiose und Individuation

Margret Mahler und ihre Mitarbeiter untersuchen die Interaktion zwischen Mutter und Kind während der ersten drei Lebensjahre, und zwar mit dem Schwerpunkt auf der allmählichen Loslösung des Kindes von der Mutter, seiner Individuation, die einer primären Phase der symbiotischen Verschmelzung mit der Mutter nachfolgt. Ihre Theorie der stufenweisen Loslösung und Individuation (1965, 1968, 1972, 1974, 1975) hat sich neben der sexuellen Entwicklungstheorie Freuds durchgesetzt. Der von ihr postulierten Wiederannäherungsphase in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres wird eine ebenso große Bedeutung für die psychische Entwicklung beigemessen wie dem Ödipuskomplex.

Ich gehe in der Diskussion ihres Beitrags zur Mutter-Kind-Beziehung so vor, daß ich ihre Hypothesen, die im Umgang mit klinischen Fällen erarbeitet wurden, ausführlich beschreibe und anschließend die mir im Zusammenhang dieser Arbeit wichtigen Gesichtspunkte erörtere.

Der Ausgangspunkt von Mahler ist ihr Versuch, Formen der kindlichen Psychose auf Störungen innerhalb der frühen Mutter-Kind-Interaktion zurückzuführen, so daß sich die Psychose dann darstellt als Regressionsversuch auf dieses frühe Stadium der Mutter-Kind-Beziehung. Sie versuchte diese These später durch die umfassende Arbeit mit gesunden Kindern und deren Müttern zu erweitern zu einer allgemeinen Theorie über Phasen der Interaktion zwischen Müttern und Kindern während der ersten drei Lebensjahre des Kindes.

Nach Mahlers Theorie folgt einer Phase des "normalen Autismus" beim Säugling mit ca. 3 - 4 Monaten eine symbiotische Phase, die dann allmählich von Stadien der Loslösung und Individuation des Kindes abgelöst wird. Die "normal autistische" Phase deckt sich in etwa mit dem von Freud postulierten primären Narzißmus des Säuglings. ein Zustand des Zusammenfallens von Subjekt und Objekt, in dem noch nicht zwischen Innen- und Außenwelt unterschieden wird. In der symbiotischen Phase herrscht der Narzißmus zwar noch weiterhin vor, aber der Säugling beginnt langsam die Mutter als ein verschwommenes Teilobjekt, das seine Bedürfnisse befriedigt, wahrzunehmen. Dieses diffuse Gewahrwerden des bedürfnisbefriedigenden Objekts ist eine Voraussetzung für die Entwicklung einer Dualunion zwischen Mutter und Kind. Der Säugling erlebt zwar die Mutter jetzt als zunehmend getrennt, aber er empfindet sich mit seiner Mutter zusammen als "eine Zweieinheit innerhalb einer gemeinsamen Grenze" (Mahler, 1972 a, S. 14), so "als ob er und seine Mutter ein allmächtiges System darstellten." (ebda.) Das Wort "Symbiose" stammt aus der Biologie und bezeichnet dort eine enge funktionale Verbindung zweier Organismen. Wird es auf die frühe

Säuglingszeit angewendet, so impliziert es eine notwendige Dualunion ('Dyade' bei Spitz) zwischen Mutter und Kind. Ebenso geht Winnicott während des ersten Lebensjahres des Säuglings von einer Einheit zwischen Mutter und Kind aus. Die physiologische Geburt des Säuglings ist für seine psychische Entwicklung nur ein Übergangsstadium von einem intrauterinen funktionalen Zusammenhang mit der Mutter zu einer postnatalen Einheit zwischen Mutter und Kind, da der Säugling in seiner Hilflosigkeit und Ohnmächtigkeit völlig abhängig von der Zuwendung seiner Mutter als Pflegeperson wird. Freud bezieht sich in einer Fußnote auf diesen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind: "Es wird mit Recht eingewendet werden, daß eine solche Organisation, die dem Lustprinzip frönt und die Realität der Außenwelt vernachlässigt, sich nicht die kürzeste Zeit am Leben erhalten könnte, so daß sie überhaupt nicht hätte entstehen können. Die Verwendung einer derartigen Fiktion rechtfertigt sich aber durch die Bemerkung, daß der Säugling, wenn man nur die Mutterpflege hinzunimmt, ein solches psychisches System nahezu realisiert." (Freud, 1911, S. 232)

Mahler betont, daß innerhalb der Symbiose keine Gleichrangigkeit der Partner Mutter und Kind bestehe. Dem absoluten Bedürfnis des Kindes nach seiner Mutter stehe nur ein relatives Bedürfnis der Mutter nach ihrem Kind gegenüber. Hier liegen wohl auch die Ansatzpunkte für Störungen innerhalb der Mutter-Kind-Symbiose (Symbiose, verwendet nur als Metapher, entlehnt aus der Biologie, um den Zustand der Undifferenziertheit, der Fusion mit der Mutter zu beschreiben)., wenn z.B. das Bedürfnis der Mutter nach dem Kind fehlt oder als anderes Extrem zu absolut wird. Besonders auf die letzte Variante der übermäßigen Bindung der Mutter an das Kind geht Mahler ausführlich ein und umgekehrt, wobei vor allem aber der kindliche Aspekt bei einer übermäßigen Bindung herausgearbeitet wird unter Vernachlässigung des Gesichtspunkts der Mutter.

Die "gesunde" Mütterlichkeit liegt zwischen diesen beiden Polen der totalen Ablehnung und der übermäßigen Bemutterung (vom Kind als zudringliches Verhalten empfunden). Sie kennzeichnet eine emotionale Bereitschaft für das Kind, ein primäres Interesse und Vertieftsein in das Kind und mündet in ein Pflegeverhalten (bei Winnicott 'holding behavior'), das einen Organisator der symbiotischen Beziehung darstellt. (Mahler, 1972 a, S. 17). Ebenso wie Spitz konzipiert Mahler die Aufgabe der Mutter in der Unterstützung des rudimentären kindlichen Ichs ("Hilfs-Ich" bei Spitz). Sie leistet "symbiotische" Unterstützung, indem sie sich in die Bedürfnisse des Kindes einfühlt, um übermäßige Spannungen und das Auftreten "organismischer Unbehagen" (Mahler, 1972 a, S.19) als Vorläufer der späteren Angst zu vermeiden. Mißlingt dies, so würden auf diese Weise somatische Erinnerungsspuren mit unlustvollen Erfahrungen gekoppelt, die spätere psychische Belastung verstärken könnten (Greenacre, 1958).

Die Erfahrungen des Kindes werden in Beziehung gesetzt zu den in dem Bezugsrahmen Mutter - Kind vorhandenen Strukturen, d.h. Abbilder der Innen- und Außenwelt im kindlichen Bewußtsein entwickeln sich durch die ständige Auseinandersetzung mit der Mutter. Innerhalb dieser Abhängigkeit von der Mutter "vollzieht sich jene strukturelle Differenzierung, die zur Anpassungsorganisation des Individuums führt: nämlich dem Ich." (Mahler, 1972 a, S. 15) Zur Identitätsbildung des Kindes ist die von Mahler bezeichnete "Spiegelfunktion" der Mutter entscheidend. Sie wird aus dem Verhaltensrepertoire des Kleinkindes nur solche 'Signale' ('cues') verstärken, die ihren eigenen bewußten bzw. unbewußten Bedürfnissen entsprechen. Die allmähliche Änderung des kindlichen Verhaltens ist eine Reaktion auf die vorhergehende Selektion der Mutter, die sie entsprechend der unbewußten Konfliktverarbeitung ihrer eigenen Kindheit durchgeführt hat. Hier liegt also eine Nahtstelle für die unbewußt verlaufende Kommunikation zwischen Mutter und

Kind. "Aus dieser zirkulären Interaktion entstehen Verhaltensmuster, die bereits gewisse allgemeine Eigenschaften der kindlichen Persönlichkeit aufweisen... Es ist das spezifische unbewußte Bedürfnis der Mutter, das von den zahllosen Möglichkeiten des Kindes eben jene aktiviert, die für jede Mutter "das Kind" schaffen, das ihre eigenen einzigartigen und individuellen Bedürfnisse widerspiegelt... Das wechselseitige Austauschen von 'Signalen' in der symbiotischen Phase schafft jene unauslöschlich geprägte Gestalt, jenes komplexe Muster, das zum Leitmotiv dafür wird, daß das Kind sich zum Kind seiner ganz bestimmten Mutter entwickelt." (Mahler, 1972 a, S. 25) Der Ausdruck "mütterliche Spiegelbildfunktion" leitet sich aus der für dieses Stadium typischen Tätigkeit der Mutter ab, das kindliche Verhalten innerhalb des Bezugsrahmens Mutter - Kind (= Symbiose) widerzuspiegeln und allmählich durch wechselseitige Widerspiegelung die Identitätsbildung des Kindes zu fördern.

Für die spätere Ablösung des Kindes von der Mutter ist für das Kind das positive Durchleben der Symbiose mit der Mutter von entscheidender Bedeutung. Das befriedigende Erlebnis der symbiotischen Einheit mit der Mutter bedeutet für das Kind ein optimales Wohlfühl aufgrund der sicheren "Ortung" innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung und gleichzeitig Lustgefühle, die an die äußeren sensorischen Wahrnehmungen und an die rasche Entwicklung seiner Motorik gekoppelt sind. Ist dieser optimale symbiotische Zustand herbeigeführt, so kann das Kind es allmählich immer mehr wagen, den symbiotischen Umkreis zu verlassen. Ob diese Ausdehnung über die ursprüngliche Mutter-Kind-Einheit hinaus reibungslos erfolgt, wird bei Mahler in Verbindung gebracht mit der Qualität der erlebten Symbiose für das Kind. Sie bringt dazu Fallbeispiele von Kindern, die sich während der symbiotischen Phase nicht sicher auf ihre Mutter verlassen konnten, d.h. Kinder, die im Extremfall emotional abgelehnt wurden

oder die einfach die Unsicherheit der Mutter und ihre Angst aufgrund ihrer Mutterschaft spürten. Damit würde dann die Spiegelfunktion der Mutter in der symbiotischen Phase misslingen, sie könnte nicht die kindlichen Verhaltensweisen widerspiegeln, sondern würde sie durch ihre eigene Angst, ihre Inkonsistenz verzerren. Dem Kind geht dadurch eine Basis zur Identitätsbildung verloren. "Wenn die 'primäre Beschäftigung' der Mutter mit ihrem Kind, d.h. ihre Spiegelfunktion während der frühkindlichen Periode, unberechenbar, unsicher, angsterfüllt oder feindselig ist, wenn ihr Vertrauen zu sich selbst als Mutter schwankend ist, dann muß das Kind in der Phase der Individuation ohne einen verlässlichen Bezugsrahmen für die wahrnehmungs- und gefühlsmäßige Rückversicherung (checking back) bei seinem symbiotischen Partner auskommen. Das Ergebnis wird dann eine Störung des primitiven 'Selbstgefühls' sein, wie es sich aus einem lustvollen und sicheren symbiotischen Zustand herleiten würde oder darin seinen Ursprung hätte, und aus dem es nicht vorzeitig und abrupt hätte 'ausschlüpfen' müssen." (Mahler, 1972 a, S. 25) Störungen während der symbiotischen Phase können demnach den Ablösungsprozeß des Kindes von der Mutter erschweren bzw. verzögern. Das Kind, das keine sichere und geborgene Unterstützung gefunden hat, wird sich später an die Mutter vermehrt anklammern und mit der Umwelt nur äußerst zögernd einen neugierigen Kontakt aufnehmen.

Mahler setzt die Dauer der Symbiose nur für etwa die erste Hälfte des ersten Lebensjahres an. Mit dem "Krabbelalter", der schnellen Entwicklung der Motorik und der kognitiven Fähigkeiten beginnt schon ein erster Schritt zur Trennung von der Mutter. Sie unterscheidet zwischen körperlicher Trennung (stehen und laufen lernen) und der erlebten psychischen Unabhängigkeit von der Mutter (= Individuation), die nicht notwendigerweise parallel laufen müssen. Die Phase der Individuation ist abgeschlossen mit

ca. 2 - 3 Jahren, sie wird von Mahler in vier Subphasen unterteilt:

Erste Subphase - Differenzierung (differentiation) -

Der Name dieser Phase hängt zusammen mit der Differenzierung zwischen der Mutter und anderen Personen, ebenso mit der beginnenden Trennungsangst. Der Säugling ist durch die Entwicklung der Motorik durchaus in der Lage, sich von der Mutter in geringem Ausmaß räumlich zu trennen, von ihrem Schoß herunterzuklettern, oder sich gegen sie aufzustützen, um sie zu mustern. Die räumliche Trennung von der Mutter impliziert aber nicht ihre Abwesenheit. Die Babys im Alter von 5 - 6 Monaten spielen meistens neben den Müttern, sie trennen sich zwar von ihrer Person, bleiben aber immer gleichzeitig in ihrer Nähe.

Zweite Phase - Einübung -

- a) Mahler unterteilt die Übungsperiode noch einmal in das Stadium der frühen Übungsperiode von 7 - 10 Monaten und in die richtige Übungsperiode im Alter von 15 bzw. 16 Monaten. Die frühe Übungsperiode überschneidet sich zum Teil noch mit der Differenzierungsperiode. Während dieser Zeit lernt der Säugling sich fortzubewegen, sich von der Mutter physisch zu trennen, gleichzeitig aber immer noch an ihr festhaltend. Seine Aufmerksamkeit richtet sich immer mehr zur Außenwelt hin mit der Mutter als Orientierungshilfe. Mahler beschreibt dieses Verhaltensmuster als "checking back", eine immer wiederkehrende Überprüfung des mütterlichen Gesichtsausdrucks, um die Außenwelt zu strukturieren und zu differenzieren. Mit dem Laufenlernen tritt das Kind in die
- b) richtige Übungsperiode ein. Während dieser Zeit erweitern die sich rasch entwickelnden motorischen Funktionen die Umwelt des Kindes in einem vorher nicht gekannten

Ausmaß. Dieser Prozeß wird noch unterstützt durch die Progression der sensomotorischen Intelligenz. Außerdem erlernt das Kind langsam zu sprechen, was für es eine zusätzliche Kommunikationsmöglichkeit schafft. Während dieser Zeit (ca. 10 - 12 Monate bis ungefähr 16, 18 Monate) liegt der Höhepunkt der kindlichen Allmachtsphantasien und der Optimismus über die Eroberung seiner Umwelt. Das Kleinkind genießt die Entdeckung und Erforschung des erweiterten Spielraums, es registriert kaum Schmerz und Frustrationen und ist so mit der Untersuchung seiner Umwelt beschäftigt, daß es die Anwesenheit der Mutter oder ihre Abwesenheit oft vergißt. In dieser Zeit werden auch zusätzliche Pflegepersonen leicht akzeptiert. Trotzdem ist auch die Art und Weise, wie das Kind die Welt erlebt, abhängig von seinem Kontakt zur Mutter, da diese weiterhin das Zentrum des kindlichen Universums darstellt, von dem es sich langsam fortbewegt. Je nach ihrer eigenen Einstellung zur Umwelt und zum Kind wird sie diesen zeitweisen stürmischen Trennungsprozeß entweder weitgehend fördern oder ängstlich zu unterdrücken versuchen. Das Kind kann die zeitweilige Trennung von der Mutter überwinden durch die Lust an der progressiven Entwicklung seiner Ich-Funktionen. Das Wegläufspiel kann ein Versuch sein, die Trennung von der Mutter, die ihr Kind aber immer wieder zurückholen soll, aktiv zu üben.

Wie reagiert die Mutter auf die zunehmende Autonomie des Kindes, das sich u.a. auch in Kämpfen mit der Mutter, in dem "negativistischen Verhalten" der analen Phase äußert? Ihre Reaktion wird davon abhängen, wie sie ihr Kind erlebt, ob als von ihr getrenntes Individuum oder als ein Teil von ihr selbst. Eine Mutter, die eine Symbiose mit dem Kind aufrechterhalten will, um damit eigene infantile Wünsche zu befriedigen, wird auch dann noch an der übermäßig beschützenden Einstellung

festhalten, wenn diese gar nicht mehr von Nutzen ist. Eine andere Mutter erlebt die zunehmende Unabhängigkeit ihres Kleinkinds als Traumatisierung ihrer eigenen symbiotischen Bedürfnisse. Sie reagiert mit "einer Art von relativem Abstoßungsmechanismus" (Mahler, 1972 a, S. 26), d.h. sie überläßt ihr Kind während dieser Übungsperiode frühzeitig sich selbst, obwohl es noch gar nicht erwachsen ist und gerade jetzt und in der späteren Wiederannäherungsphase dringend auf die emotionale Anteilnahme der Mutter angewiesen ist.

Dritte Phase - Wiederannäherung (reapproachment phase)

Auf das Omnipotenzgefühl des Kindes während der zweiten Übungsperiode folgt nun ein allmähliches Bewußtwerden der physischen Trennung von der Mutter. Das Kind empfindet mehr und mehr die Frustrationen und Hindernisse auf dem Weg zur Erforschung der Umwelt und registriert sehr wohl die An- oder Abwesenheit der Mutter. Da es körperlich weiter entwickelt ist und auch kognitiv die Erfahrungen der Umwelt besser strukturieren und einordnen kann, wird es sich zwar öfter von der Mutter trennen, aber gleichzeitig auch wieder intensivere Trennungsangst erleben und sich aktiv an die Mutter wieder annähern. Ist die Mutter in diesem Moment nicht "emotional verfügbar" ("emotional availability"), d.h. kann sie nicht auf die Gefühle des Kindes adäquat eingehen, so wird das Kind noch mehr nach ihr jammern und ein größeres Anlehnungsbedürfnis an sie entwickeln. Mahler meint, daß diese Phase mitentscheidend sei für eine psychisch gesunde oder pathologische Entwicklung des Kindes. Es gibt viele Störmomente für die Mutter-Kind-Interaktion während dieser Zeit: zeitliche Unvereinbarkeit, d.h. die Mutter ist nicht anwesend, wenn das Kind sie braucht oder auch Mißverständnisse zwischen Mutter und Kind, denn eine Mutter kann zwar physisch anwesend sein, aber trotzdem psychisch nicht in der Lage sein, sich

in die Befindlichkeit des Kindes einzufühlen, um herauszufinden, auf welcher Ebene das Kind eigentlich kommunizieren will. Mahler meint, daß es speziell Müttern aus der westlichen Kultur schwer fallen würde, auf die Kommunikationsangebote des Kindes während dieser Wiederannäherungsphase adäquat zu reagieren. Das bedeutet konkret, daß es ihnen schwerer fällt, ihr Kind zu Initiative, zu selbständigen Unternehmungen zu ermuntern und zu verbalen Ausdrucksmöglichkeiten mit: "zeig mir einmal das!, bring -mir einmal das Auto-", als mit ihm als passives, abhängiges Wesen umzugehen, für das die Mutter die Initiative ergreifen muß und damit dessen Eigenaktivität wesentlich behindert. "Wie ich bereits sagte, enttäuschen viele Mütter ihre Sprößlinge, weil sie es als schwierig empfinden, auf intuitive, natürliche Weise ein optimales Gleichgewicht zwischen Hilfestellung und dem gleichzeitigen Wissen darum herzustellen, wann sie einfach nur verfügbar zu sein brauchen und aus der Entfernung zuschauen können. Mit anderen Worten, für viele Mütter in unserer Kultur ist es keineswegs leicht, ihre 'symbiotische emotionale Bereitschaft' im zweiten Lebensjahr kurzerhand aufzugeben und statt dessen dem Kleinkind auf einer höheren emotionalen und verbalen Stufe optimale Unterstützung zu leisten, während sie ihm gleichzeitig erlauben, seine neuerworbenen Schwingen der Autonomie zu regen." (Mahler, 1972 a, S. 28). Mahler geht nicht auf die Ursachen für diese von ihr bemerkten Schwierigkeiten westlicher Mütter während der Loslösung des Kindes ein, es interessiert sie allein die zeitliche Abfolge des Individuationsprozesses des Kindes.

Meistens überrascht das Kind seine Mutter mit seiner intensiveren Trennungsangst und mit seiner gesteigerten Sorge über ihre An- oder Abwesenheit während der Wiederannäherungsphase. Die Mutter wähnte diese Erscheinungen meistens als überlebt angesichts der progressiven Entwicklung und der vermeintlichen Selbständigkeit des Kindes. Einige Mütter

können nicht auf die Forderungen des Kindes eingehen, andere können die graduelle Trennung des Kindes nicht akzeptieren. Die Reaktion der Mutter hängt weitgehend von ihrer eigenen, gefühlsmäßigen Verfassung ab. Optimal ist es, wenn sie weiterhin für das Kleinkind emotional verfügbar sein und an seinem Spiel teilhaben kann. Bei unlustvolleren Erlebnissen des Kindes mit der Mutter wird sich sein Jammern und Anklammern nur verstärken, denn das Kleinkind versucht um jeden Preis durch Mechanismen die Trennung von der Mutter zu verhindern und muß aber allmählich erkennen, daß die frühere Dualunion, die Symbiose nicht mehr funktioniert. Die verbale Kommunikation als Mittel der Distanzierung von der allmächtigen Mutter wird immer wichtiger. Das Kind erkennt langsam, daß seine Eltern, als von ihm getrennte Individuen, ihren eigenen Interessen nachgehen, und es muß den eigenen "Größenwahn" i. d. Kämpfen mit Vater und Mutter langsam aufgeben. Wenn das Kind wegen der inadäquaten Reaktion seiner Mutter auf seine wachsende Autonomie beim Jammern und Anklammern an die Mutter verharret, könnte die weitere Entwicklung seiner Ich-Funktionen gehemmt werden aufgrund seiner Absorbierung in diese Prozesse (Trennungsangst usw.). Das der Mutter Nachfolgen ("shadowing") im Alter von ca. 15 - 20 Monaten gilt als Übergangsstadium und leitet im 3. Lebensjahr die Periode der allmählichen Objektkonstanz ein. Dagegen gibt es ebenso Mütter, die zum Schatten ihrer Kinder werden wegen ihres ungestillten Hungers nach Affekten. Sie drängen ihre symbiotischen Bedürfnisse den Kindern förmlich auf.

Mahler belegt ihre Thesen mit ausführlichen Falldarstellungen, die im einzelnen hier nicht aufgeführt werden können. Nur zur Illustration der theoriebezogenen Diskussion möchte ich den Fall "Jay" zitieren: Jay hatte bereits mit 10 1/2 Monaten, also zu früh laufen gelernt, weil er sich zwar physisch von der Mutter trennen konnte, aber auf der psychischen Ebene noch im Stadium der symbiotischen Fusion mit

ihr verbunden war. Die Mutter reagierte auf die motorische Aktivität Jays wie gelähmt, sie bot ihm nie Unterstützung oder Hilfe an, so daß sich ihr Sohn in ständig gefährlichere Situationen hineinmanövrierte. Seine Geschicklichkeit steigerte sich infolgedessen nicht während des zweiten Lebensjahres und Mahler interpretiert sein häufiges Fallen während dieser Zeit als schweigenden Appell an die Mutter, da er wesentlich weniger hinfiel, wenn die Mutter nicht im Raum anwesend war. Jays vorzeitiges Laufenlernen hätte eigentlich die Mutter veranlassen müssen, ihn als sein Hilfs-Ich quasi zu unterstützen, aber sie erschien aufgrund eigener Konflikte wie gelähmt und rührte keinen Finger, konnte seine autonomen Strebungen nicht unterstützen. "Die Verwirrung der Mutter scheint dadurch ausgelöst worden zu sein, daß sich Jay während des Reifungsanstiegs im körperlichen Sinne von ihr wegbewegte. Sie konnte auf Jay nur dann positiv reagieren, wenn er direkt zu ihr kam. Aber Kleinkinder, insbesondere während der Wiederannäherungsperiode, laufen nicht zu ihren Müttern, um gehätschelt oder aufgehoben zu werden - sie nähern sich der Mutter auf einer höheren emotionalen Stufe, indem sie ihr Dinge bringen und Kontakte durch Gesten und Worte herstellen! Jay spielte gewöhnlich in einiger Entfernung in seiner Mutter, blickte aber gelegentlich in ihre Richtung. Ein enger Kontakt zwischen beiden war höchst selten. Wenn er erfolgte, war es entweder so, daß die Mutter zu Jay hinging und ihm anbot, etwas vorzulesen, oder aber Jay näherte sich seiner Mutter mit einem Buch in der Hand, aus dem sie ihm dann vorlas.

Ich will versuchen, einige der von Mahler vorgetragenen Thesen zusammenzustellen und im Rahmen des Themas dieser Arbeit noch einmal kritisch zu besprechen.

1. Die Vernachlässigung des Vaters neben anderen wichtigen Umwelteinflüssen, die auf das Kind während seiner Frühsozialisation einwirken und ebenso wie die Beziehung zur

Mutter seine symbiotischen Bedürfnisse und seine allmähliche Ablösung von den Familienmitgliedern beeinflussen. Die Einschränkung des Blickwinkels auf die Mutter-Kind-Beziehung erscheint dann legitim, wenn man sich der künstlichen Abtrennung dieses Prozesses von den Interaktionen innerhalb der Familie bewußt ist. Dies kann sich durchaus in einer differenzierteren Analyse der zeitlichen Abfolge von Prozessen innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung auswirken, wie das bei Margret Mahler der Fall ist. Innerhalb der psychoanalytischen Theorie liefert sie die detailliertesten Beschreibungen der Ablösungsstadien von der Mutter für das Kleinkind in seinen ersten beiden Lebensjahren. Nur die Vernachlässigung des Vaters und der anderen Familienmitglieder, die mit keinem Wort erwähnt werden, wiegt schwer. Dabei liegen hier doch wahrscheinlich die entscheidenden Faktoren neben der Persönlichkeit der Mutter (ihren eigenen frühkindlichen Erfahrungen) für das Mißlingen oder Gelingen einer Symbiose zwischen Mutter und Kind, und ob darauf eine Ablösung erfolgen kann oder nicht. Man könnte z.B. vermuten, daß eine Mutter, die in einer für sie befriedigenden Beziehung mit einer anderen Person lebt (Freund, Vater, Freundin), leichter die notwendige Ablösung von dem Kind vollziehen wird oder daß eine vielbeschäftigte Mutter mit mehreren Kindern gar nicht in der Lage sein wird, auf die symbiotischen Bedürfnisse des Säuglings einzugehen, weil ihr die Ruhe, die Gelassenheit und vor allem wohl die Zeit dazu fehlen. In der praktischen psychologischen Beratung wird zwar der theoretische Ansatz von Mahler nützlich sein als analytisches Instrument, um den psychischen Entwicklungsstand des Kindes besser erfassen zu können, aber die Arbeit mit der Mutter, die ja eine Voraussetzung ist für eine Änderung des kindlichen Verhaltens, wird dadurch nicht erleichtert. Das Kind ist in seiner Entwicklung auch während der ersten beiden Jahre nicht nur dem Einfluß der Mutter, sondern

auch dem mehrerer anderer Bezugspersonen ausgesetzt, zu denen manche Kinder sogar eine intensivere Beziehung entwickeln als zu der eigenen Mutter (Ainsworth, 1963). Das muß aber wohl als die Minderheit angesehen werden. Trotzdem ist meiner Ansicht nach die ausschließliche Beschränkung auf die Mutter-Kind-Beziehung eine Verzerrung der Realität der alltäglichen Erfahrungen des Kindes. Eine mögliche Folge davon kann sein, daß die Mutter sich für die psychische Entwicklung des Kindes allein verantwortlich fühlt und darüber Schuldgefühle entwickelt, da ihr in der psychologischen Fachliteratur die alleinige Zuständigkeit für diesen Bereich zugeschrieben wird.

2. Mahler beschreibt die psychische Entwicklung des Kindes ("die psychologische Geburt des Menschen") von dem Zustand des primären Narzißmus über den Beginn der Dualunion mit der Mutter bis zur Ablösung von dieser ersten wichtigen Bezugsperson. Ihrer Ansicht nach ist die Symbiose zwischen Mutter und Kind lebenswichtig für das Kind, da es innerhalb dieser Einheit die Befriedigung seiner Bedürfnisse, eine gefühlshafte Sicherung, erfährt. Dadurch bekommt das Kind eine Basis, von der aus es die Umwelt erforschen kann, und die Entwicklung und Differenzierung seiner Ich-Funktionen ist eine Folge dieses Prozesses. Die Aufgabe der Mutter während dieser Zeit beschreibt Mahler als eine eher stützende Funktion, sie unterstützt als "Hilfs-Ich" das Kind in seinen schwachen Ich-Funktionen und versucht durch Bedürfnisbefriedigung des Kindes zu große Spannungen von ihm abzuwenden, die den Körper überluten könnten. Die gefühlsmäßige Einstellung der Mutter ihrem Kind gegenüber als Grundlage der Symbiose wird von Mahler nur kurz erwähnt, sie bezieht sich dabei auf ein "emotionales Vertieftsein" der Mutter in das Kind, wie es Winnicott in seinem Beitrag "Primäre Mütterlichkeit" (Winnicott, 1976) beschreibt. "Im gleichen Sinne glaube ich, daß

das Pflegeverhalten des mütterlichen Partners, seine 'emotionale Bereitschaft' ('holding behavior'), das 'primäre mütterliche Interesse' und Vertieftsein, den symbiotischen Organisator stellt." (Mahler, 1972 a, S.17) Das negative Pendant zu diesem optimalen mütterlichen Verhalten während der Symbiose sieht Mahler in der "überängstlichen symbiotischen" Mutter oder in der "parasitären, infantilisierenden Mutter". In dem Umgang mit ihren Kindern beschreibt sie diese Mütter als überängstlich, die ihr Kind nicht aus der Symbiose loslassen können sondern an dem symbiotischen Zustand festhalten, in dem sie selber eigene kindliche Geborgenheitswünsche befriedigen können. "Diese Haltung wird zur Verschlingungsdrehung und wirkt sich deshalb auf die normale Lösung und Individuation des Kindes von seinem 2. Lebensjahr an nachteilig aus. Ein anderer Typ der symbiotisch-parasitären Mutter kann es nicht ertragen, den Verlust ihres bis dato vegetativen Anhängsels mit anzusehen und muß es, zumindest emotional, schroff beiseite werfen." (Mahler, 1972 a, S. 150)

Die Frage bleibt offen, welche Bedingungen optimal sind für die Entwicklung von "primärer Mütterlichkeit" und welche Bedingungen der Entwicklung dieser Fähigkeit als Hindernis im Wege stehen? Wie kommt es, daß eine große Anzahl von Müttern gefühlsmäßig anscheinend nicht in der Lage ist, sich zur gegebenen Zeit von ihren Kindern zu lösen, sondern die Symbiose über längere Zeit hin aufrechterhält und dabei die Kinder entsprechend ihrer eigenen Emotionen funktionalisiert? Autoren wie Richter und Ziehe beschreiben ausführlich die nachteiligen Wirkungen dieser Entwicklung für das kindliche Verhalten, aber auch hier wird bezeichnenderweise die Frage nach den Bedingungen des mütterlichen Verhaltens kaum ausdiskutiert. Dazu lassen sich folgende Thesen aufstellen:

- a) Wie im ersten Teil bereits ausführlich erörtert, beziehen Frauen auch heute noch trotz der ansteigenden Berufstätigkeit von Müttern ihre Hauptbefriedigung aus dem familiären Bereich, aus der Erziehung ihrer Kinder. Die Sorge für das physische und psychische Wohlergehen der Kinder wird von der Gesellschaft weitgehend den Frauen übertragen. Die meisten Frauen identifizieren sich mit dieser Norm und machen die Erziehung der Kinder zu ihrem einzig möglichen "Profilierungsfeld". Wie sollen Mütter, die täglich mit ihren Kindern auf engem Raum alleingelassen sind, und gar keine anderen Kontaktpersonen als diese haben, um ihr Selbstwertgefühl zu stabilisieren, sich von ihren Kindern trennen und sie als separat von ihnen funktionierende Individuen betrachten können? Die Forderungen der Kinderpsychologen an die Mütter erscheinen in diesem Zusammenhang als utopisch und eben "überfordernd"! Dazu Winnicott: "Die in diesen Dingen unverbogene Mutter ist bereit, ihre Identifikation mit dem Säugling aufzugeben, sobald der Säugling sich ablösen muß. Es ist möglich, daß eine Mutter am Anfang das Baby gut versorgt, den Prozeß aber nicht vollenden kann, weil sie unfähig ist, ihn an ein Ende kommen zu lassen; dann hat die Mutter die Tendenz, mit ihrem Baby verschmolzen zu bleiben und die Trennung des Säuglings von ihr hinauszuschieben. Es ist auf jeden Fall schwierig für eine Mutter, sich von ihrem Kind ebenso rasch zu trennen, wie das Kind sich von ihr trennen muß." (Winnicott, 1974, S. 69)
- b) Andere Faktoren scheinen die Ablösung der Mutter von dem Kind ebenso zu erschweren, die hier in Anlehnung an Teil I erneut diskutiert werden sollen: die ambivalente Einstellung der Mütter zu Beruf und Haushalt, die niedrige Selbsteinschätzung der Arbeit von Hausfrauen, ihr geringes gesellschaftliches Sozialprestige,

die Wiederholung eigener Kindheitserlebnisse in der Beziehung zum Kind und die geschlechtsspezifische weibliche Sozialisation, während der Frauen vor allem "Beziehungsarbeit" erlernen. Mahler betont, daß vor allem Frauen der westlichen Kultur Schwierigkeiten hätten in der Anpassung an die kindlichen Bedürfnisse während der letzten Wiederannäherungsphase. Sie seien meistens nicht dazu in der Lage, sich in das Kind auf einer höheren Ebene einzufühlen, z.B. nicht mehr mit "auf den Arm nehmen" sondern vielmehr verbal oder aktiv die Initiative des Kindes fördernd. Oder die Mütter wiesen ihre Kinder während dieser Zeit schroff zurück, da sie sich in ihren eigenen symbiotischen Bedürfnissen bedroht fühlten. "Das Kind erfährt in der symbiotischen Verschmelzung mit der Mutter, die in einem präverbalen Einverständnis mit ihm für seine volle Bedürfnisbefriedigung sorgt, Geborgenheit und Zufriedenheit. Diese frühe Beziehung zur Mutter kann aber auch Angst und Schrecken induzieren, vor allem dann, wenn die Mutter selbst diese Symbiose nicht angemessen leben kann. Hier haben die psychosozialen Bedingungen, denen die Mutter ausgesetzt ist, ganz zentralen Einfluß: die ökonomische Lage, die Interaktion mit dem Vater, die eigene Kindheit und hier wiederum ganz besonders die Beziehung zur eigenen Mutter, das daraus entstehende Mutterrollenstereotyp. Diese und andere Faktoren, die ja alle auch eine Wechselwirkung haben steuern das Verhalten der Mutter in der Dyade mindestens ebenso, wie es die Bedürfnisse des Kindes tun. Solange sie ihre 'Omnipotenz' in den Dienst des Kindes stellt, wird diese zuträglich sein. Bedrohlich wird die Allmacht der Mutter erst dann, wenn sie an der Hilflosigkeit und Verfügbarkeit des Kindes interessiert ist. Eine durch ihre Lebensbedingungen beeinträchtigte oder sogar unterdrückte Mutter wird ihre omnipotente Rolle in der Dyade eher ausnut-

zen, um das Herrschaftsgefälle auf Kosten des Kindes zu erhalten. In einer so gearteten Symbiose entstehen wahrscheinlich besonders häufig feindselige Impulse gegen die Mutter, die aber nicht gelebt werden dürfen, da sie ja gerade diese Symbiose, und damit das Kind selbst, bedrohen würden. Die unbewußte Erinnerung an diesen Zustand hilflosen Ausgeliefertseins an die omnipotente Mutter bleibt erhalten. Sie kann, zumal wenn eine Auflösung der Dual-Union nicht recht gelungen ist, immer wieder mobilisiert werden, was entsprechende Abwehrstrategien zur Folge hat." (Moeller-Gambaroff, 1977, S. 2)

Die Vermutung liegt nahe, daß Störungen in der Mutter-Kind-Interaktion während dieses Stadiums, die Mahler entsprechend ihrem Schweregrad mit den später auftretenden kindlichen Psychosen in Verbindung bringt, für unseren Kulturkreis spezifisch sind. In anderen Gesellschaften, in denen Müttern neben ihrer Mutterschaft auch noch andere Bereiche zur Identitätsbildung zur Verfügung stehen (vor allem Bereiche der Öffentlichkeit) wird die Ablösung der Mütter von ihren Kindern und umgekehrt sicher wesentlich leichter verlaufen (Chodorow, 1974). Wenn Mutter und Kind auch noch andere Bezugspersonen neben sich akzeptieren und in ihre Kommunikation miteinbeziehen, wird dies sicher eine gefühlsmäßige Entlastung für beide bedeuten.

3. Mahler fordert nicht ausdrücklich eine andauernde Anwesenheit der Mutter bei dem Kind, geht aber faktisch von ihr aus, was auch wiederum die Realität vieler Mutter-Kind-Beziehungen verzerrt wiedergibt bzw. nicht berücksichtigt. Bei der Beschreibung der Übungsperiode von 12 bis ca. 16 Monaten fügt sie ausdrücklich hinzu, daß während dieser Zeit Ersatzpflegepersonen neben der Mutter problemlos akzeptiert werden können. Dies ändert sich

mit Beginn der letzten Ablösungsperiode, der Phase der Wiederannäherung schlagartig. Trotzdem würde ich aus der Darstellung Mahlers nicht zwingend den Schluß ziehen, daß eine andauernde Anwesenheit der Mutter bei ihrem Kind während der ersten drei Lebensjahre unbedingt erforderlich ist. Mahler spricht von bestimmten Aufgaben, die eine Mutter als übliche Pflegeperson des Kindes erfüllen muß, wie Bedürfnisbefriedigung, unterstützende Funktion, Angstreduktion, "emotional availability" oder die Verständigung zwischen Mutter und Kind anhand der "cues". Sie zeigt genauso die Störmomente innerhalb dieser Interaktion auf, die auftreten können trotz oder gerade wegen der andauernden Anwesenheit der Mutter. Es geht also nicht um das zeitliche Ausmaß der Anwesenheit der Mutter, sondern um die Qualität ihrer Beziehung zum Kind. Sie übernimmt jedenfalls nicht explizit die biologistischen Ableitungen ihrer "männlichen Kollegen" Spitz und Winnicott, die behaupten, daß eben nur die leibliche Mutter in der Lage sei, die ihrem Kind gegenüber adäquate gefühlsmäßige Einstellung zu entwickeln. "Die Zeit, die man Vater und Mutter sein darf, ist sicher eine Zeit der Selbstaufopferung. Die normale gute Mutter weiß, ohne daß es ihr gesagt werden müßte, daß in dieser Zeit nichts die Kontinuität der Beziehung zwischen dem Kind und ihr stören darf. Weiß sie auch, daß sie einfach dann, wenn sie sich ganz natürlich verhält, nicht nur die Grundlage der seelischen Gesundheit für das Kind legt, sondern daß das Kind diese seelische Gesundheit gar nicht erhalten kann, wenn es am Anfang des Lebens eben nicht diese Erfahrung gemacht hat, die ihm zu geben sie jede Mühe auf sich nimmt." (Winnicott, 1969, S. 144)

Ziehe beschreibt in seinem Buch "Pubertät und Narzißmus" die Folgen einer verlängerten symbiotischen Beziehung zur Mutter für das Kind. "Die Symbiose verstärkt und verlängert sich zeitlich, wenn eine Mutterhaltung vor-

liegt, die zwischen dem Wunsch nach Eigenstabilisierung oder unterschwelliger Liebesunfähigkeit hin- und herschwankt oder bei der sich beide Grundmotive gleichzeitig überlagern." (Ziehe, 1975, S. 119) Das Kind wird sich seiner Ansicht nach in einer solchen Konstellation primär narzißtisch entwickeln, was hier nur kurz als Möglichkeit andiskutiert werden soll. Das Kind wird, um sich vor Versagungen, d.h. vor 'narzißtischen Kränkungen' zu schützen, die allmächtige Mutterimago in sein Unbewußtes aufnehmen. Dadurch ist es nicht gezwungen, sich von der symbiotischen Beziehung zur Mutter zu entwöhnen und kann jetzt selbst das Mutterbild mit seinem kindlichen Omnipotenzanspruch verbinden. Damit wird die Grundlage zu einer primär narzißtischen Entwicklung gelegt, denn die Mutter wird nicht als getrenntes Liebesobjekt erlebt, das vom Kind libidinös besetzt wird. Vielmehr steigert in der primär-narzißtischen Entwicklung das verinnerlichte Mutterbild das kindliche Ich-Ideal, dem nur in der Suche nach phantastischen Verschmelzungserlebnissen entsprochen werden kann (Ozeanisches Gefühl). Die libidinöse Entwicklung verläuft phasenspezifisch, wird aber durch die primär-narzißtische Orientierung erheblich eingeschränkt: zu intensive Beziehungen zu Objekten werden angstaussendend erlebt, und das Ich zieht sich von diesen zurück. Ziehe beschreibt in seinem Beitrag die Verhaltensweisen primär-narzißtisch orientierter Jugendlicher, die seiner Ansicht nach mit einer verlängerten symbiotischen Haltung der Mutter übereinstimmen: ein Vermeidungsverhalten, um eine Verletzung des idealen Selbstbildes (eine narzißtische Kränkung) zu verhindern, die Suche nach phantastischen Verschmelzungserlebnissen, keine intensive emotionale Auseinandersetzung mit den Eltern und keine affektive Ablösung von ihnen. "Bei einer Verhaltensstruktur, die eher auf Sicherheit und Vermeidung zielt als auf libidinöse Triebbefriedigung, bietet die regressive Bindung an das ar-

chaische Mutterobjekt sowohl narzißtisch-befriedigende Gleichgewichtserlebnisse als auch die Teilhabe an Größe und unbegrenzter Omnipotenz, die sich gegen negative Realitätserlebnisse versperrt." (Ziehe, 1975, S. 129)

3. D. Winnicott: "Primäre Mütterlichkeit"

Der von Winnicott definierte Begriff der "primären Mütterlichkeit" zeigt seinen theoretischen Standort innerhalb der Diskussion der Mutter-Kind-Beziehung an: die Mutter ist der wichtigste Fix- und Drehpunkt im Leben des Säuglings und Kleinkinds, er ist nur in der Einheit mit ihr zusammen lebensfähig. Der Vater wird bei Winnicott zwar als wichtige Bezugsperson ausdrücklich erwähnt (und nicht wie bei M. Mahler ignoriert), aber seine Funktionen beinhalten andere Aufgaben, eben nicht eine "primäre Väterlichkeit":

- a) Der Vater ist notwendig, damit die Mutter sich körperlich wohl und seelisch glücklich fühlen kann.
- b) Der Vater ist wichtig als moralische Unterstützung für die Mutter, als Stütze für ihre Autorität.
- c) Der Vater ist wichtig wegen seiner positiven Eigenschaften, wegen seiner Lebendigkeit. (Winnicott, 1969, S. 96).

Im Gegensatz zur Mutter, deren Mütterlichkeit sich nach Winnicott als natürliche Folge ihrer Weiblichkeit entwickelt und ihr einen direkten Zugang zu dem Kind vermittelt, findet der Vater in der obigen Aufzählung seiner Funktionen erst einen indirekten Eingang in die Interaktionen des Kindes mit seiner Umwelt, nämlich über die Mutter. An der frü-

hen Beziehung des Kindes zu seiner Umwelt nimmt der Vater nur peripher teil. Diese konservative Verzerrung möglicher Vater-Kind-Interaktionen in den Schriften Winnicotts, die dem traditionellen gesellschaftlichen Leitbild der Familie durchaus entspricht (Parsons, 1951, Lidz, 1971), kann, wenn überhaupt, nur als Resultat der geschlechtsspezifischen Sozialisation der Frau verstanden werden. Da Väter es oft nicht wagen, auch auf emotionaler Ebene mit ihren Kindern intensiv umzugehen, wird hier die Geschlechtsrollentrennung noch verschärft, indem man ihnen gar nicht die Möglichkeit bietet, etwas dazuzulernen.

Dem männlichen Leitbild des Vaters, der seine Familie vor allem vor äußeren Gefahren beschützt, entspricht die traditionelle weibliche Rollenvorstellung bei Winnicott: "Das Gerede von den Frauen, die nicht gern Hausfrauen sind, erscheint mir barer Unsinn, denn nirgends als in ihrem eigenen Hause hat die Frau so viel zu sagen. Nur zu Hause ist sie frei, wenn sie den Mut dazu hat, sich selbst zum Ausdruck zu bringen, ihr wahres Selbst zu finden." (Winnicott, ebda. S. 102) Wenn eine Frau nur versucht, sich auf sich selbst zu besinnen, ("unverbogen"), entwickelt sie selbstverständlich eine natürliche mütterliche Einstellung dem Kind gegenüber, eine erhöhte Sensibilität für die Bedürfnisse des Kindes, damit sein Überleben gesichert ist. "Hierbei kann ihr der Vater helfen. Er kann einen Freiheitsraum für die Mutter schaffen. Wenn sie sorgfältig von ihrem Mann beschützt wird, ist sie davor bewahrt, sich zu einer Zeit nach außen und an ihre Umgebung wenden zu müssen, wenn sie sich nur nach innen wenden möchte, wenn sie sich darnach sehnt, sich nur um das Innere des Kreises zu kümmern, den sie mit ihren Armen bilden kann und in dessen Zentrum das Kind ist. Dieser Zeitabschnitt, in dem die Mutter gewöhnlich nur mit einem Kleinkind beschäftigt ist, dauert nicht lange. Das Band zwischen Mutter und Kind ist zu Anfang sehr intensiv, und wir müssen alles tun, um der Mutter zu ermöglichen, sich

in dieser Zeit ganz auf ihr Kind zu konzentrieren." (Winnicott, 1969, S. 21) Sicher ist die Qualität der Beziehung der Mutter zu dem Vater des Kindes von entscheidender Bedeutung für ihre eigene affektive Einstellung dem Kind gegenüber, nur ist die Gleichung "natürliche glückliche Mutter, wenn der Vater sie beschützt" zu simpel und übersieht die mannigfaltigen Störfaktoren für eine psychische Gesundheit der Mutter, die sich ergeben können aus ihrer Isolation, aus ihrem Alleingelassensein mit dem Kind, aus ihrer vielleicht als unbefriedigt erlebten Beziehung zu ihrem Mann, aus ihrer geschlechtsspezifischen Erziehung etc. Zusätzlich wird der Vater ja auch während der ersten Zeit aus der engen Interaktion zwischen Mutter und Kind ausgeschlossen, was auch wiederum zu Spannungen zwischen den Ehepartnern führen könnte.

Winnicott geht aus von einer lebensnotwendigen Einheit Mutter - Kind für den Säugling während seiner ersten Lebenszeit. Nur innerhalb des engen Zusammenlebens mit der Mutter, die ihn in seinen rudimentären Funktionen unterstützt und ihn vor den Gefahren der Außenwelt abschirmt, kann er überhaupt erst seine Fähigkeiten entwickeln und zum "Kind" werden. "Die Einheit ist nicht das Individuum, die Einheit ist ein Gefüge aus Umwelt und Individuum. ... Durch genügend gute Kinderpflege, Technik, genügend gutes Halten und genügend gute Versorgung wird die Schale allmählich übernommen, und der Kern (der für uns die ganze Zeit wie ein menschliches Baby ausgesehen hat) kann anfangen, ein Individuum zu sein. Der Anfang ist potentiell schrecklich, wegen der Ängste, die ich erwähnt habe... Mit anderen Worten: Ohne eine ausreichende gute Technik der Säuglingsfürsorge hat der neue Mensch überhaupt keine Chance." (Winnicott, 1976, S. 127) Winnicott betont ebenso wie Mahler und andere psychoanalytische Autoren das enge Zusammenleben von Mutter und Kind während des ersten Lebensjahres bzw. der ersten Monate. Im Gegensatz zu Mahler beschreibt er genauer Emo-

tionen und Affekte, die eine Mutter ihrem Kind während dieser Zeit typischerweise entgegenbringt. Sie paßt sich am Anfang fast vollkommen an die Bedürfnisse des Säuglings an, ihre Gedanken kreisen fast ausschließlich um das Kind und ihre erhöhte Sensibilität für das Baby, ihr Entrücktsein bzw. ihre "Bewußtseinstrübung", könnten normalerweise ein psychisches Krankheitsbild vermuten lassen. Diese Phase ist äußerst notwendig für das Kind, denn nur unter solchen Bedingungen kann der Säugling langsam "eine Beziehung zur ... äußeren Realität erleben" (Winnicott, 1976 S. 155). Winnicott zeigt zwar keine Folgen für das kindliche Verhalten auf, wenn diese Umstellung der Mutter zu "einer normalen, hingebungsvollen" mütterlichen Einstellung ihrem Kind gegenüber mißlingt, macht aber deutlich, wie wichtig die zu Anfang verbale Kommunikation zwischen Mutter und Kind für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes ist. Hier liegt wohl eine Nahtstelle (Übertragungsstelle) für unbewußt ablaufende Prozesse zwischen Mutter und Kind: nach der Ansicht Winnicotts müssen Frauen, die am Anfang die Umstellung auf die Bedürfnisse des Kindes nicht erreicht haben, das Versäumte später irgendwie nachholen, indem sie sich bewußt über lange Zeit hinweg den wachsenden Bedürfnissen des Kindes anpassen, quasi die Therapeutin spielen.

Ebenso wie Mahler betont auch Winnicott die allmähliche Ablösung der Mutter vom Kind und umgekehrt. Er nennt es den langsamen Prozeß der "Ent-Anpassung", ein partielles Versagen der Mutter, auf die Bedürfnisse des Kindes einzugehen. Dieser Prozeß ist für beide Partner äußerst wichtig, denn er ist für die Mutter gekoppelt mit einer Rückbesinnung auf ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse und für das Kind mit raschen Entwicklungsschritten hin zur Unabhängigkeit. Die Forderung Winnicotts an die Mutter, wieder "sie selbst zu sein", die in einem obigen Zusammenhang als illusorisch kritisiert wurde, da sie von den re-

alen Lebensbedingungen abstrahiert, impliziert auch für die Mütter ein emanzipatorisches Potential. Den eigenen Impulsen und Gefühlen nachgeben, sich selbst ernst nehmen, (was einer Ablehnung einer aufgesetzten Mutterschaftsideologie entspricht), denn der Säugling ist zur Realitätserfassung auf echte, eindeutige Gefühlssignale angewiesen. "Es (Säuglingspflege- v.m.) kann nur durch ständiges kluges Betragen einer menschlichen Person geschehen, die konsequent sie selbst ist ... was der Säugling braucht, ist genau das, was er gewöhnlich bekommt - die Fürsorge und Aufmerksamkeit eines Menschen, der beständig er selbst bleibt. ... Besonders hervorzuheben ist dies "Sie-selbst-bleiben" der Mutter, denn man sollte die Person von dem Mann oder der Frau, der Mutter oder der Pflegerin unterscheiden, die diese Rolle spielt, vielleicht manchmal recht gut, ... Aber dieses Rollenspiel ist nicht gut genug. Der Säugling kann nur eine klare Darstellung der äußeren Realität bekommen, wenn ein Mensch für ihn sorgt, der sich dem Säugling und der Aufgabe seiner Pflege ganz hingibt. Die Mutter wächst aus diesem Zustand der einfachen Hingabe wieder heraus, und bald ist sie wieder in ihrem Büro oder beim Romanschreiben oder bei einem gesellschaftlichen Leben an der Seite ihres Mannes, aber vorübergehend steckt sie in ihm bis zum Hals." (Winnicott, 1974, S. 112)

Winnicott gibt keine genauen Altersangaben über den Ablösungsprozeß zwischen Mutter und Kind, ebenso wie Mahler sieht er ihn im Alter von zwei Jahren als vorläufig abgeschlossen an und setzt den Beginn einige Monate nach der Geburt. Die von ihm beschriebene mütterliche Einstellung der Frau bezieht sich ausschließlich auf die letzten Monate der Schwangerschaft und die ersten Wochen nach der Geburt. Die Fortentwicklung des Säuglings entspricht dann immer mehr dem Wieder-Unabhängig-Werden der Eltern. "Oft entspricht das Aufwachsen des Kindes ziemlich genau dem Wieder-Unabhängig-Werden der Mutter; und Sie wären wohl mit mir einig, wenn ich sagte, eine Mutter, die in dieser Frage der

sensiblen Anpassung nicht allmählich versagen kann, versagt in anderer Hinsicht; sie versagt (wegen ihrer eigenen Unreife oder ihrer eigenen Ängste) in der Aufgabe, ihrem Kind Gründe zur Wut zu liefern. Ein Säugling, der keinen Grund zur Wut hat, aber natürlich die übliche Menge dessen in sich trägt, was immer die Ingredienzien der Aggressivität sein mögen, ist in einer besonderen Schwierigkeit: Aggressionen mit Liebe zu verschmelzen." (Winnicott, 1974, S. 111)

Winnicott ist einer der wenigen Psychoanalytiker, der den Haß der Mutter auf ihr Kind als notwendig anerkennt und ihn detailliert beschreibt. Notwendig deshalb, weil es dem Kind ebenso die Möglichkeit gibt, seinen eigenen Haß auf die Mutter zu artikulieren ohne übermäßige Schuldgefühle. "Sentimentalität können die Eltern nicht gebrauchen, da sie eine Verleugnung des Hasses enthält, und Sentimentalität der Mutter ist vom Standpunkt des Säuglings aus zu nichts gut. Es erscheint mir zweifelhaft, ob ein sich entwickelndes Kind fähig ist, in seiner sentimental Umgebung das ganze Ausmaß seines eigenen Hasses zu ertragen. Es braucht Haß, um zu hassen." (Winnicott, 1976, S. 87)

Die Mutter haßt das Baby, bevor der Säugling die Mutter hassen kann, da das Erleben von Haß eine rudimentäre Ich-Funktion beim Kind voraussetzt. Gründe für den Haß der Mutter auf das Kind gibt es genug: das Kind als "Störenfried", in ihrem persönlichen Leben, der ihr viel Zeit und Kraft kostet.

Das Baby ist nicht ihres eigenes Geistes Kind.

Es ist nicht das Baby des Kinderspiels, das Kind des Vaters, das Kind des Bruders usw.

Das Baby ist nicht auf magische Weise zustande gekommen.

Das Baby bedeutet während der Schwangerschaft und bei der Geburt eine Gefahr für ihren Körper.

Das Baby ist eine Störung ihres Privatlebens ; sie kann

sich um nichts anderes mehr kümmern.

In größerem oder geringerem Maß fühlt die Mutter, ihre eigene Mutter fordere ein Baby, so daß ihr Baby zur Welt gebracht wird, um ihre Mutter zu besänftigen

Selbst beim Saugen, das zunächst eine Kaubewegung ist, tut das Baby ihren Brustwarzen weh.

Es ist erbarmungslos, behandelt sie wie Dreck, wie eine unbezahlte Magd, eine Sklavin.

Sie muß es lieben, selbst seine Exkremente, zumindest am Anfang, bis es an sich zu zweifeln beginnt. Es versucht, ihr weh zu tun, beißt sie von Zeit zu Zeit, und das alles in Liebe.

Es zeigt Enttäuschung über sie.

Seine erregte Liebe ist unaufrichtig und gewinnsüchtig, so daß es wenn es bekommen hat, was es wollte, sie wegwirft wie eine Bananenschale.

Das Baby muß am Anfang alles beherrschen, es muß vor Unzuträglichkeiten geschützt werden, das Leben muß sich in einem gemäßigten Tempo entfalten, und auf dies alles muß seine Mutter ständig und aufmerksam bedacht sein. Sie darf z.B. keine Angst haben, wenn sie es hält usw.

Zunächst weiß es überhaupt nicht, was sie tut oder was sie für es opfert. Es kann insbesondere ihren Haß nicht in Betracht ziehen.

Es ist mißtrauisch, verweigert die gute Nahrung, die sie ihm bietet, und erweckt in ihr Zweifel an sich selbst, ißt aber bei der Tante mit gutem Appetit. Nach einem grauenhaften Morgen geht sie mit ihm hinaus, und es lächelt einen Fremden an, der sagt: "Ist es nicht süß?"

Wenn sie am Anfang ihm gegenüber versagt, weiß sie, daß es sie auf ewig dafür bezahlen lassen wird.

Es erregt sie, frustriert sie aber auch - sie darf es nicht vor Liebe auffressen oder sich sexuell mit ihm befassen.

Obwohl Winnicott den tiefen Haß der Mutter auf ihr Kind

beschreibt, sind die Lösungsmöglichkeiten, die er auf-
fährt, um mit dem Haß umzugehen, wenig überzeugend und
recht illusorisch: die Mutter sollte in der Lage sein, den
Haß zu ertragen. Wie sie das durchhalten soll, wird nicht
konkret ausgeführt. Z.B. könnte der Haß fruchtbar gemacht
werden für eine Mitarbeit an der Veränderung der gesell-
schaftlichen Bedingungen der Kinderaufzucht usw. Das Aus-
maß der Schuldgefühle gerade bei Müttern ihren Kindern ge-
genüber als Kehrseite des unterdrückten Hasses wird nicht
erwähnt, Schuldgefühle, die wiederum die Kinder eng an die
emotionale Verfassung der Mutter binden. Hier fehlt die
Einfühlung in das Alltagsleben von Mutter und Kind mit
seinen unterschiedlichen Ansätzen für eine intensive Haß-
entwicklung aufeinander: "Eine Mutter muß fähig sein,
ihren Haß auf ihr Baby zu ertragen, ohne ihn in ihre Hand-
lungen einfließen zu lassen... Das Bemerkenswerteste an
einer Mutter ist ihre Fähigkeit, sich von ihrem Baby so sehr
verletzen zu lassen und so sehr zu hassen, ohne es das Kind
zu spüren zu geben, und ihre Fähigkeit, auf spätere Beloh-
nungen zu warten, die eintreffen werden oder auch nicht."
(Winnicott, 1974, S. 86) Hier ist auf einmal nicht mehr
die Rede von der Forderung an die Mutter, sich von ihren
eigenen Gefühlen leiten zu lassen, "sie selbst zu sein!"
bzw. die Forderung wird wesentlich entschärft.

Die Diskussion zeigt die Widersprüchlichkeit der Thesen
Winnicotts zu diesem Thema: er bewegt sich zwischen einer
Befürwortung des Hasses zwischen Eltern und Kind, indem
sie dem Kind teilweise ihren Haß zu erkennen geben, ande-
rerseits spricht er davon, eine Mutter soll den Haß er-
tragen und nicht im Haß handeln. Der Schlüssel zum Ver-
ständnis scheint die Bewußtmachung des eigenen Hasses auf
das Kind zu sein, nur dadurch würde man an einem direkten
Zuschlagen gehindert. Wie wichtig diese Bewußtmachung ist,
um das Tabu der Mutterliebe zu durchbrechen, wurde im Teil I
bereits andiskutiert: "Nein, ich habe niemals zugeschlagen.

Aber ich hätte es tun müssen, wenn ich nicht über meinen Haß hätte wissen lassen. Das Kind muß auch den Haß spüren, damit es seinen eigenen Haß ertragen kann." (Winnicott, 1976, S. 87)

Zur Illustration: Haßerfüllte Kinderlieder

a) "Schlafe mein Kindchen, oben im Baum,
Wiegt dich der Wind, spürst Du es kaum.
Bricht er den Ast, fällst Du herab.
Schläfst Du für immer im dunklen Grab." (Winnicott, 1976,
S. 87)

b) "Die alti Mueter Anne,
si hocket uf der Tanne,
si singt un springt
un wieget es Chind,
un wieget es Chind,
bis ihm ds Hirni usespringt."

c) "Bimbam Glockenstrang,
die Braut, die schlägt den Bräutigam
mit dem kleinen Steenchen. Geh zu Bett, mein Hähnchen!
Willst du nicht zu Bette gahn,
werd ich dich noch doller schlan."

(Aus: Enszensberger, Allerleihrauch)

4. Spitz: Mutter - Kind - Dyade

Die Beiträge von Spitz zur Theorie der Mutter-Kind-Beziehung lassen sich in drei Bereiche aufgliedern:

a) die Beschreibung der Mutter-Kind-Einheit als lebensnotwendig für die Entwicklung des Säuglings im ersten

Lebensjahr;

- b) die Analyse des Dialogs als der spezifischen Umgangsform zwischen Mutter und Kind innerhalb der Dyade;
- c) die Rückführung kindlicher Entwicklungsstörungen auf Fehlhaltungen der mütterlichen Persönlichkeit bzw. auf ihre Vernachlässigung des Kindes, oder auf eine über einen längeren Zeitraum andauernde Trennung der Mutter von dem Kind.

Auf Punkt a) will ich nicht ausführlich eingehen, da Spitz hier im wesentlichen zu keinen anderen Aussagen gelangt als die bereits referierten psychoanalytischen Autoren Winnicott und Mahler, er setzt höchstens andere Akzente. Die Einheit von Mutter und Kind während der ersten Lebensmonate wird von ihm als ein quasi geschlossenes System postuliert, basierend auf dem gegenseitigen Affektaustausch gekoppelt mit wechselseitig erlebter Triebbefriedigung.

"Nur eine Wechselbeziehung kann für die Entwicklung des Säuglings den Erlebnisfaktor liefern, da diese aus einem fortwährenden zirkulären Austausch besteht, in dem Affekte die Hauptrolle spielen. Wenn der Säugling ein Bedürfnis spürt, ruft dieses in ihm einen Affekt hervor, der zu Verhaltensänderungen führt, die nun ihrerseits eine affektive Reaktion und die damit verbundene Haltung bei der Mutter hervorrufen; sie verhält sich, "als verstehe sie", welches besondere Bedürfnis des Säuglings dessen affektive Kundgebung verursacht hat... Die wechselseitige Rückkoppelung, die innerhalb der Dyade zwischen Mutter und Kind, Kind und Mutter besteht, ist ständig im Fluß. Die Dyade ist jedoch grundsätzlich unsymmetrisch. Das, was die Mutter zu der Beziehung beiträgt, ist vollkommen anders als das, was das Kind beiträgt. Jeder von beiden ist die Ergänzung des anderen, und während die Mutter das liefert, was das Kind braucht, liefert das Kind seinerseits... das, was die Mutter braucht." (Spitz, 1967, S. 113)

Spitz beschreibt drei "Organisatoren" der Ich-Entwicklung, das erste Lächeln (3 Monate), die Achtmonatsangst und das "Nein" (ca. 1 Jahr) als Organisationsstufen des kindlichen Ich, die auf einer jeweils höheren Ebene dem Kind die Möglichkeit geben, frühere Erfahrungen neu zu strukturieren und sich aktuellen Erfahrungen aufgrund der Konstituierung des Organisators adäquat anzupassen. Diese Ich-Entwicklung ist abhängig von der Dyade, die beide Interaktionspartner als befriedigend erleben. .

Wie bei Mahler und Winnicott fällt auch bei Spitz der einseitige Forschungsansatz mit der ausschließlichen Konzentration auf die Mutter-Kind-Beziehung auf. Die Bedeutung des Vaters, der die Mutter als Hauptbezugsperson weitgehend ersetzen kann (Ainsworth, 1963), wird unterschätzt. Die Formel "Mutter" steht wiederum als Kürzel für die Gesamtheit der Umwelteinflüsse während der Primärsozialisation. "Es scheint vielmehr, als wäre hiermit (durch die Definition der Dyade als eines weitgehend sozial isolierten Gebildes) die tatsächlich bestehende, strukturelle Überforderung der Mutter (oder einer anderen ausschließlich für die Pflege des Säuglings zuständigen und dauernd anwesenden Person) als naturgegeben und invariant begründet und in einem wesentlichen Aspekt (Reiz-'Monopolisierung') affirmativ bestätigt worden." (Koch, 1975, S. 24) Das patriarchalische Frauenbild von Freud wird übernommen; die Mutter ist die einzige und nicht voll zu ersetzende Bezugsperson des Kindes und soll es in Zukunft auch bleiben." Die Prämisse des Dyadenmodells ist die Absage an ein individuelles emanzipatorisches Recht der Frau." (Erler, 1973, S. 19) Die Folgen der "Dyade" für den Lebensplan der Mutter werden nicht diskutiert, stattdessen geht in die Diskussion die Prämisse ein, daß die Interessen der Mutter mit denen des Kindes deckungsgleich sind, um eine adäquate Sozialentwicklung des Kindes zu gewährleisten. Geht die Mutter Eigeninteressen nach, was bei Spitz un-

differenziert gleichgesetzt wird mit "Vernachlässigung" des Kindes, so sind Verhaltensstörungen des Kindes die Folgen: "... Das schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die Mutter ihr Kind vernachlässigt, weil sie außer Haus beschäftigt ist, entweder aus finanziellen Gründen oder weil sie sich nicht genug für ihr Kind interessiert." (Spitz, 1967, S. 279)

Die Konzipierung der Mutter Kind-Dyade erfolgt bei Spitz ebenso wie bei Mahler und Winnicott ohne Miteinbeziehung der gesellschaftlichen Bedingungen der Kinderaufzucht und verstärkt damit bereits bestehende gesellschaftliche Vorurteile. "Eine berufstätige Mutter interessiert sich nicht für ihr Kind, sie ist eine Rabenmutter, ihre Berufstätigkeit wird negative Auswirkungen auf die kindliche Persönlichkeitsentwicklung haben!" Diese Thesen, die heute noch von Kinderärzten und kinderpsychologisch orientierten Fachleuten vertreten werden, berufen sich eindeutig auf Spitz, obwohl er diese Anschauung nicht ausdrücklich vertritt aber in diffusen Appellen der Verbreitung solcher Vorurteile Vorschub leistet. "Das Elend dieser Kinder wird in die Trostlosigkeit der sozialen Beziehungen des Heranwachsenden umgesetzt. Da ihnen die affektive Nahrung vorenthalten wurde, auf die sie Anspruch hatten, ist ihr einziges Hilfsmittel die Gewalt. Der einzige Weg, der ihnen noch offensteht, ist die Zerstörung einer Gesellschaftsordnung, deren Opfer sie sind. Das Kind wurde um die Liebe betrogen, dem Erwachsenen bleibt nur Haß." (Spitz, 1967, S. 311) Die Schäden in der kindlichen Entwicklung werden ausschließlich in Abhängigkeit von unzureichenden bzw. schlechten Mutter-Kind-Beziehungen gesehen und nicht ebenso als Folgen gesellschaftlicher Mitbedingtheit. Die Bedeutung der Mutter für das Kind wird bei Spitz ohne den entsprechenden sozialen Hintergrund diskutiert, was zu einer emotionalen Überforderung der Mutter führt als Folge aus seiner einseitigen Darstellung der Mutter-Kind-Beziehung.

Zu c)

Spitz unterscheidet zwischen ungeeigneten Mutter-Kind-Beziehungen und unzureichenden Mutter-Kind-Beziehungen, die sich in jeweils unterschiedlichen psychischen bzw. psychosomatischen Symptomen des Kindes manifestieren. Seine Hypothesen gründen sich auf die empirische Untersuchung (direkte Beobachtung, Entwicklungsdiagnostik) von Säuglingen, die zuhause in einer intakten Familiensituation in einem Säuglingsheim bzw. in einem Findelheim durchgeführt wurden. Bei dem Typ der "ungeeigneten Mutter-Kind-Beziehung" geht er von der persönlichen Anwesenheit der Mutter aus, die aber wegen eigener unbewußter Konflikte nicht in der Lage ist, auf ihr Kind adäquat einzugehen. In dem Bewußtsein, daß diese Sichtweise der Verkoppelung kindlicher Verhaltensauffälligkeiten mit Persönlichkeitsstörungen der Mutter die realen Interaktionsmöglichkeiten des Kindes in seiner Umwelt verzerrt wiedergibt, ist gerade diese Beschreibung der ungeeigneten Mutter-Kind-Beziehung wichtig für die Analyse des Umgangs der Mutter mit ihrem Kind in der typischen Kleinfamilie. Da wir bei einer Anzahl von Hausfrauen mit kleinen Kindern aufgrund empirischer Untersuchungsergebnisse Unbehagen, Angst und Unsicherheit in Bezug auf ihre Hausfrau- und Mutterrolle vermuten (siehe Teil I), könnten die Untersuchungen von Spitz in dieser Richtung Hinweise geben, über den Vermittlungsprozeß von diffusen unbewußten Emotionen wie Ängstlichkeit, Unsicherheit, Feindseligkeit zwischen Mutter und Kind. Spitz arbeitet dazu folgende Verbindungen heraus: Primäre passive Ablehnung - orale Symptomatik beim Kind, Erbrechen, in einer früheren Phase Störung der Einverleibung; Primäre ängstliche Überbesorgnis - die Dreimonatskolik -; Feindseligkeit in Form manifester Ängstlichkeit - Säuglingsekeem -; Kurzschläfiges Oszillieren zwischen Verwöhnung und Feindseligkeit - Schaukelbewegungen der Kinder; Zyklische Stimmungsumschwünge der Mutter - Fäkalspiele und Koprophagie. Sein enger Forschungsansatz zeigt sich in seinem Versäumnis, die negativen Einstellun-

gen der Mütter gegenüber ihren Kindern weiter zu reflektieren und zu hinterfragen, anstatt bei ihrer Rückführung auf Persönlichkeitszüge der Mütter zu verbleiben.

Länger andauernde Trennungen der Mutter von ihrem Kind sind nach Spitz gekoppelt mit depressiven Verstimmungen des Kindes. "Faßt man die wesentlichsten seiner Aussagen zusammen, so zeigt sich, daß bereits im ersten Lebensalter eine kurze Trennung von der Mutter zu schweren Störungen beim Kind führen kann; - Störungen, die u.a. ein rapides Absinken des Entwicklungsquotienten zur Folge haben. Eine mehrmonatige Trennung, besonders in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres, führt - nach Spitz - zu irreparablen Schädigungen und zu hoher Kindersterblichkeit." (Lehr, 1974, S. 17) Spitz stützt seine Thesen mit empirischen Untersuchungsergebnissen der Sozialentwicklung von Säuglingen in Säuglings- und Findelheimen, die zeitweise bzw. permanent von ihrer Mutter getrennt waren. Seine Forschungen waren sicherlich bahnbrechend für die Erforschung des "Hospitalismus" überhaupt, dessen Erscheinungsformen er ausschließlich mit dem Entzug der mütterlichen Bezugsperson in Zusammenhang bringt. Seine Hypothesen hatten eine Humanisierung der Kinderkrankenhäuser und Säuglingsheime zur Folge, man denke nur an lockere Handhabung der Besuchsregelung bei kranken Kindern; eine stationäre Mitaufnahme der Mutter des Kranken Kindes; der Versuch, jedem Kind eine konstante Hauptpflegeperson zuzuteilen usw. Insofern ist es sein Verdienst, eine kritische Auseinandersetzung mit dem Fragenkomplex fehlender mütterlicher Nestwärme anzuregen. Die Untersuchungen von Spitz lösten eine immense Konzentration der entwicklungspsychologischen Forschung auf die Mutter-Kind-Beziehung aus (Hospitalismusforschung), in dem die Hypothesen von Spitz aus ihrem Untersuchungszusammenhang losgelöst und mit teilweise universalem Anspruch vertreten wurden (Bowlby, 1973).

Zu b)

In einer seiner letzten Schriften legt Spitz nicht mehr so stark den Schwerpunkt auf die "Mutterentbehrung", die lange andauernde Trennung der Mutter von ihrem Kind und die darauffolgenden Verhaltensstörungen des Kindes, sondern auf das Mißlingen einer Kommunikation zwischen beiden Partnern trotz der Anwesenheit der Mutter. Er knüpft damit an frühere Untersuchungen von ihm über die "psychotoxischen Störungen" innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung an. "Seit meinen Untersuchungen über 'Hospitalismus' und über die 'anaklitische Depression' ist viel experimentelle Arbeit über Liebesentzug geleistet worden... Heute, da die auffälligsten Formen mütterlichen Liebesentzugs seltener geworden sind, beanspruchen andere, schwerer zu erforschende und auch zu behandelnde Probleme unsere Aufmerksamkeit - Probleme, die vielleicht für die Menschheit noch dringlicher sind. Eines davon ist die Schädigung von Kindern, die sich zwar in ununterbrochener Obhut ihrer Mütter befinden, aber, wie es scheint, eine 'falsche' Art mütterlicher Betreuung erhalten. Ein solches Versagen der Mutter führt zu Erscheinungen, die ich 'psychotoxisch' nannte (1951)." (Spitz, 1976, S. 90) Spitz untersucht in dieser Abhandlung den Interaktionsablauf zwischen Mutter und Kind, der Dialog als Vorläufer einer verbalen Kommunikation, der genauso wie auf der sprachlichen Ebene Handlungen in Gang setzt mit dem Ziel wechselseitiger Triebbefriedigung. "Dieser Dialog ist natürlich nicht verbal. Es ist ein Dialog des Tuns und Reagierens, der in Form eines Kreisprozesses innerhalb der Dyade vor sich geht, als fortgesetzter, wechselseitig stimulierender Rückkopplungsstromkreis." (Spitz, 1976, S. 16) Der Ablauf einer Dialogphase ist nicht wiederholbar, sondern ist ausgezeichnet durch eine zunehmende Komplexität der Handlungen, die von Mutter und Kind wechselseitig ausgelöst werden und auf einem immer höheren Niveau mit immer stärker verfeinerten Befriedigungen ablaufen. Voraussetzung für die Konstituierung eines Dialogs zwischen

Mutter und Kind ist die Einfühlung der Mutter in das Kind mittels partieller Identifizierung und streckenweise Anpassung der Mutter an die Bedürfnisse des Kindes. Durch die Kanalisierung der kindlichen Triebbedürfnisse, d.h. ihre Befriedigung oder ihre Versagung, übt die Mutter einen entscheidenden Einfluß auf die Ich-Entwicklung des Kindes aus. Ich-Entwicklung in dieser Altersstufe impliziert eine noch weitgehende Verschränkung kognitiver und affektiver Prozesse, d.h. kognitive Aktivitäten sind hier abhängig von "der Möglichkeit zur eigenständigen Erfahrung in der Beziehungsstruktur und zum anderen von der emotionalen Sicherheit bzw. Unsicherheit, die innerhalb der Beziehungsstruktur für das Kind entsteht." (Kreppner, 1978, S. 33)

Spitz beschäftigt sich ebenso mit Störungen des Dialogablaufs, dem Mißlingen des Dialogs, den er heute zunehmend bei Müttern und ihren Kindern anzutreffen glaubt. Ebenso wie in seinen vorhergehenden Analysen steht auch hier das Kind im Mittelpunkt. Die traditionelle Mutterrolle wird nicht hinterfragt, warum z.B. Mütter heute oft nicht in der Lage sind, zu ihren Kindern einen befriedigenden Dialog aufzunehmen. Er bezieht nicht eine Kritik der herkömmlichen Erziehungspraktiken mit ein, sondern benennt als Hauptgrund die Verstädterung und die Überbevölkerung in den Großstädten. Die zwiespältige Situation der Mutter heute wird nicht in die Analyse miteinbezogen: Zwar orientiert sich die Mutter zum großen Teil in ihren Bedürfnissen noch an denen der Familie, aber dabei artikuliert sie zunehmende Unsicherheit und Angst, da sie sich in der "Kernfamilie" weitgehend isoliert von ihrer sozialen Umwelt erlebt und von Kind und Ehemann emotional überfordert fühlt, und gibt diese ihre eigene Verunsicherung an ihre Kinder weiter. "Wie steht es aber mit den Müttern, die keine gute Einfühlungsgabe haben? Wie steht es mit den Müttern, denen es nur um ihre eigenen affektiven Bedürfnisse geht?... Alle diese Mütter, und jede von ihnen aus eigenen, persönlichen Gründen, können das Verhalten

ihrer Kinder nur im Hinblick auf ihre eigenen Bedürfnisse Mängel, ihre Verwirrung und ihre Schuldgefühle ausleben. Die Kommunikation solcher Mütter mit ihren Kindern wird zum sinnlosen Dialog. Sie beginnen Aktionen, die den Bedürfnissen des Kindes nicht angemessen sind, und sie unterbrechen seine Reaktionen darauf vor deren Vollzug. Wie kann unter diesen Umständen ein folgerichtiges Kommunikationssystem, die Realitätsanpassung erreicht werden." (Spitz, 1976, S. 106)

Spitz sieht in einem mißlungenen Dialog in der frühen Kindheit negative Folgen für das Kind in einer mangelhaften Ich-Entwicklung, als dem psychischen Organ der Anpassung an die Realität, dessen Ausformung seiner Ansicht nach entscheidend von der Qualität der Mutter-Kind-Beziehung abhängig ist. Diese Kinder könnten keine Objektbeziehungen (intensive Gefühlsbeziehungen zu anderen Personen) aufnehmen, sie würden wahrscheinlich einen narzißtischen Entwicklungsweg einschlagen.

5. Th. Benedek: Elternschaft als Entwicklungsphase

Th. Benedek beschreibt ebenso wie Mahler und Winnicott ein enges Aufeinanderbezogensein von Mutter und Kind während der ersten Lebensmonate, eine Symbiose. Sie diskutiert aber nicht nur psychische strukturelle Veränderungen des Kindes als Folge der erlebten Einheit zwischen Mutter und Kind, sondern ebenso für die Mutter. Dies ist ein sehr aufschlußreicher Aspekt, um die motivationale Grundlage des mütterlichen Verhaltens und ihre Veränderung innerhalb der Mutter-Kind-Symbiose besser verstehen zu können.

Die emotionale Symbiose, verstanden als "Spirale von zwischenpersönlichen Prozessen zwischen Mutter und Kind" (Benedek, 1960, S. 37) wird von Mutter und Kind erlebbar mittels der psychodynamischen Mechanismen der Introjektion und Identifikation. Damit ist ein wechselseitiger Austauschprozeß gegeben, der bei befriedigendem Verlauf der Mutter und dem Kind Vertrauen vermitteln kann. Vertrauen des Kindes in die Mutter als Garant einer regelmäßigen Bedürfnisbefriedigung, auf dessen Grundlage sich allmählich ein Selbstkonzept des Kindes aufbauen läßt. Die Mutter erfährt durch die befriedigenden Erfahrungen eines gedeihenden Kindes eine Stärkung ihres Selbstvertrauens, in ihre Fähigkeit, ihrem Kind eine gute Mutter zu sein. Auch bei ihr vollzieht sich ein Integrationsprozeß, basierend auf dem in der Symbiose erlebten Vertrauen ihres Kindes in sie. Ihre Fähigkeit, auf das Kind einzugehen, sich ihm zuzuwenden, wird gesteigert werden. "Da die Mutter dadurch der Verwirklichung eines Teils ihres Ichideals nahekommt, nämlich dem Wunsche, eine gute Mutter zu sein, stützt das Vertrauen auch das Selbstgefühl der Mutter im allgemeinen und wird zur Quelle von sekundärem Narzißmus und Selbstsicherheit." (Benedek, 1960, S. 41)

Der Austauschprozeß zwischen Mutter und Kind kann auch gegensätzlich verlaufen: z.B. durch verschiedene Temperamente von Mutter und Kind, die äußerst schwer zu einer Übereinstimmung kommen (erhöhte Erregbarkeit des Säuglings) oder durch die Schwierigkeit der Mutter, sich vertrauensvoll auf einen Dialog mit ihrem Kind einzulassen. Dafür scheint ein Faktor besonders wichtig zu sein, die von der Mutter erlebte Beziehung zu ihrer eigenen Mutter in ihrer frühen Kindheit. Hat sie selber während dieser Zeit Vertrauen und Hoffnung erfahren in dem Zusammenleben mit ihrer Mutter, so werden mit großer Wahrscheinlichkeit genau diese Emotionen im Umgang mit ihrem eigenen Kind wiederbelebt werden und ihr helfen, auftretende Angst, Verunsiche-

rungen und Versagungen zu überwinden. Sie wird sicher sein, ihr Kind so zu lieben und entsprechend für es zu sorgen, wie sie selber geliebt und umsorgt wurde, nach der Ansicht von Th. Benedik. Ist dies nicht der Fall gewesen, so wird die Beziehung von Mutter und Säugling als frustrierend erlebt. Die Regression der Mutter erstärkt die aggressiven Komponenten ihrer rezeptiven Bedürfnisse, sie kann von ihrem Kind nichts empfangen, weil sie selbst von ihrer eigenen Mutter nichts empfangt. Ihre Identifizierung mit ihrer eigenen Mutter wie auch mit ihrem Kind wird negativ. Damit wird die symbiotische Beziehung für Kind und Mutter zu einem *circulus vitiosus*, denn die von der Mutter in ihrer eigenen Kindheit erlebten Frustrationen wirken sich als massive Störfaktoren innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung aus. Das Kind wird Objekt- und Selbstvorstellungen introjizieren, die mit aggressiver Besetzung geladen sind, es übernimmt den ambivalenten Kern der mütterlichen Persönlichkeit (Benedek, 1960).

Jede Phase der kindlichen Entwicklung ist für die Mutter mit einem unbewußten bzw. bewußten Wiedererleben ihrer eigenen Konflikte mit ihrer Umwelt (vor allem ihrer Mutter) in ihrer Kindheit verbunden. Es wird auf damalige Konfliktlösungen regrediert und im Zusammenhang mit der "Erziehung" des Kindes werden sie neu durchgearbeitet. Dies ist eine These, die später von Richter und Stierlin wieder aufgegriffen wurde, um die Bedürfnisse der Eltern mit dem Verhalten ihrer Kinder in Zusammenhang zu bringen. Die Elternschaft wird insofern als ein Entwicklungsprozeß aufgefaßt, da sie Mann und Frau die Möglichkeit bietet, die eigenen Kindheitskonflikte wieder zu erleben und eventuell durch positive Erlebnisse mit den eigenen Kindern sich mit ihnen zu versöhnen. "Da Mütterlichkeit die Wiederholung und das Verarbeiten von primären oralen Konflikten mit der eigenen Mutter mit sich bringt, so erlaubt der gesunde, normale Prozeß des Mutterseins die Lö-

sung der genannten Konflikte, d.h. er erlaubt die innere 'Versöhnung' mit der Mutter. Auf diese Weise erleichtert und vervollständigt die Mutterschaft die psychosexuelle Entwicklung" (Benedek, 1960, S. 41)

Das Kind übernimmt mittels Identifikation innerhalb der Symbiose diffuse Ängste und Spannungen der Mutter. Es ist noch zu klein, um sich mit dem "realen" Erlebnis Mutter identifizieren zu können, aber es kann sich in die Gefühle der Mutter einfühlen, die seine Sicherheit beeinflussen und angstähnliche Spannungen in ihm mobilisieren: Unsicherheit der Mutter in Bezug auf ihre mütterliche Tätigkeit, ihr Ärger gegenüber dem Kind etc. Derselbe Mechanismus läuft ab, wenn das Kind auf bestimmten Entwicklungsstufen frühere Konflikte der Eltern reaktiviert, so daß die Eltern unsicher werden. Seine Angst verstärkt sich, weil es die Unsicherheit der Eltern spürt und sie als ihr Unvermögen deutet, es weiterhin zu beschützen. Die nachfolgende Regression des Kindes als Verteidigung gegen emotionale Isolierung erhöht sein Schutzverlangen. Innerhalb der entstandenen regressiven Wechselbeziehung zwischen Eltern und Kind paßt sich das Kind an das konfliktvolle Verhalten der Eltern an, es erlernt keine neuen Kontrollen und gibt bereits erlente wieder auf. ... "dadurch sorgt es dafür, daß es keine bessere Person als sein Elternteil wird." (ebda., siehe auch Johnson, 1953)

Der Ansatz von Benedek, die Wiederbelebung der unbewußten Konflikte der Eltern während der Erziehung ihrer Kinder, wird später von Richter aufgenommen und weiter ausgebaut. Richter untersucht aber einseitig nur die unbewußten Einflußmöglichkeiten der Eltern auf das Kind und verzerrt dadurch die Eltern-Kind-Interaktion. Es sind nicht nur die Eltern, die die Kinder in ihre unbewußte Verarbeitung ihrer Konflikte miteinbeziehen, sondern ebenso die Kinder, die durch ihr Verhalten den Eltern neue Lösungsmöglich-

keiten für ihre infantilen Konflikte anbieten. Benedek faßt ihre Einsichten wie folgt zusammen: "...daß jedes Kind in verschiedener Weise und in verschiedenem Umfang durch seine eigene, in Phasen verlaufende Entwicklung den entsprechenden unbewußten Entwicklungskonflikt in den Eltern aufstört. Den Eltern begegnen nicht nur in jedem Kind in besonderer Weise die Projektionen ihrer eigenen Konflikte, sondern auch dem Versprechen auf Erfüllung ihrer Hoffnungen und Wünsche... Jeder der Eltern muß in seiner Art mit den positiven wie auch mit den negativen Offenbarungen des eigenen Selbst im Kinde fertigwerden. Es ist der individuell verschiedene Grad von Vertrauen in "Selbst-Kind" und die individuell verschiedene Reifestufe, die den Eltern helfen, die positiven Aspekte des eigenen Selbst, das vom Kind dargestellt wird, nicht übermäßig zu betonen und sich von den negativen nicht überwältigen zu lassen. In jedem Fall können die Eltern nicht anders als unbewußt mit ihrem Konflikt fertig werden, während sie bewußt versuchen, dem Kind zu helfen, damit es sein Entwicklungsziel erreicht." (Benedik, 1960, S. 49)

6. Richter: Die kindliche Rolle = die unbewußten Erwartungen der Eltern an das Kind

Auch Richter betont ebenso wie Benedek unbewußt ablaufende Kommunikationsprozesse zwischen Mutter und Kind. Entscheidend sind seiner Ansicht nach nicht die beiden Partnern bewußten Kommunikationsinhalte, sondern deren zugrundeliegende unbewußte Motivation. Zu welchem unbewußten Ziel benutzen die Eltern dieses Kind, was wollen sie mit ihm erreichen? Um diesen Sachverhalt untersuchen zu können,

erweitert er die sozialpsychologische Kategorie der Rolle zu einem psychoanalytischen Konzept um die unbewußten Erwartungen der Eltern an ihr Kind. Dieses Untersuchungsmodell ist eine Reaktion auf die einseitige Akzentuierung der kindlichen Bedürfnisse innerhalb der Mutter-Kind-Interaktion, die bei Freud noch vorherrschte und allmählich durch das Aufkommen familienpsychiatrischer Ansätze im Verschwinden begriffen ist. Trotzdem bleibt auch bei Richter die Frage nach der Entstehung und Aufrechterhaltung der elterlichen Bedürfnisstruktur weitgehend unbeantwortet. Der Interaktionsablauf zwischen Eltern und Kind wird dargestellt als Einbahnstraße von der Mutter bzw. dem Vater zum Kind hin. Die Verhaltenssignale des Kindes, seine unbewußten Kommunikationsangebote, ob es die elterliche Rollenzuschreibung widerstandslos übernimmt oder Aspekte der eigenen Identität durchsetzen kann, werden nicht in das Modell aufgenommen. Die wechselseitige Beeinflussung zwischen Mutter und Kind, bei Benedek sichtbar symbolisiert in ihrem "Sprialenmodell" wird hier ausgespart zugunsten einer Überakzentuierung der elterlichen Beeinflussungsmöglichkeiten. Trotz der wichtigen inhaltlichen Aussagen über Rollentypologien, in die ein Kind von seinen Eltern hineinmanövriert werden kann, wird auch in einer Untersuchung wie der von Richter den typischen mütterlichen Schuldgefühlen Vorschub geleistet: "Ganz egal, was ich tue, ich werde immer für die psychische Entwicklung meiner Kinder verantwortlich gemacht werden, und da ich nicht über meinen eigenen Schatten springen kann, werde ich mitschuldig an den psychoneurotischen Erkrankungen meiner Kinder."

In den von Richter benutzten Rollenbegriff gehen also nicht die bewußten Erwartungen der Interaktionspartner ein. Das Kind kann zwei grundsätzlich verschiedene "Rollen" der Eltern übernehmen, entweder als Substitut für eine wichtige Bezugsperson der Eltern in ihrer Kindheit oder als Substitut für einen Aspekt des elterlichen Selbst. Der zweite Rol-

lenty ist eine narzißtische Projektion der Eltern, das Kind soll stellvertretend für die Eltern etwas darstellen oder erfüllen, je nachdem positive oder negative Aspekte des eigenen Selbst. Die Eltern "verwechseln" das Kind jetzt nicht mehr mit einem anderen Partner, sondern "gewissermaßen mit sich selbst." (Richter, 1963, S. 77)

Wie Benedek betont auch Richter die Wiederbelebung eigener infantiler Konflikte der Eltern im Umgang mit ihren Kindern. Dem von Benedek geschilderten emanzipatorischen Potential dieser Entwicklungsphase, nämlich der Versöhnung mit den Großeltern aufgrund der erneuten Verarbeitung der kindlichen Konflikte, fügt Richter das Bild pathogener Umgangsformen der Eltern mit ihren Kindern aufgrund eigener, unbewußter Konflikte hinzu. Der von Richter entwickelte Ansatz erhellt das Kommunikationsnetz zwischen Eltern und Kind und ist für die praktische Familienberatung ein wichtiger Leitfaden. Von den verschiedenen von ihm beschriebenen Rollentypen sollen hier nur zwei herausgegriffen werden, die meiner Ansicht nach besonders auf die Mutter-Kind-Beziehung zutreffen:

- a) das Kind als Substitut für eine Elternfigur (nämlich die eigene Mutter) und
- b) das Kind als Substitut des idealen Selbst.

Zu a):

Hier kehrt eine bereits bekannte Konfiguration wieder, die schon mehrmals beschrieben wurde. Die Mutter, die sich von ihrer eigenen Mutter nicht abgelöst hat, überträgt die ursprünglich den eigenen Eltern zugewandten Impulse auf das Kind. Sie schwankt hin und her zwischen der Identifizierung mit der Großmutter und mit dem Kind, fühlt sich von beiden frustriert und gehaßt, so daß ihr Kind immer wieder unter Beweis stellen muß, wie sehr es die Mutter liebt bzw. die Mutter nur alles mögliche tun muß, damit

Ihr Kind (in Wirklichkeit ihre eigene Mutter) sie nur englich lieben möge! Ihre eigene, mißlungene Identitätsentwicklung gibt die Mutter in einem solchen Teufelskreis an ihr Kind weiter, das mittels Schuldgefühlen von ihren konflikthaften Ansprüchen abhängig gemacht wird.

Zu b):

Daß eine Mutter ihr Kind als Substitut für ihr ideales Selbst annehmen wird, ist relativ leicht nachvollziehbar. Vor allem Mütter, die während ihres Lebens wenig Möglichkeiten hatten, in ihrem Verhalten den Wünschen ihres idealen Selbst zu entsprechen, sei es durch Verzicht auf eine berufliche Weiterentwicklung wegen der Kinder oder durch die Nichtinanspruchnahme außerfamiliärer Kontaktmöglichkeiten wegen eines vermeintlichen Angebundenseins an die Familie, obwohl das Bedürfnis danach so dringend gewesen wäre. Hier könnte das Kind leicht zum Vertreter der eigenen ersehnten aber unerfüllbaren Interessen werden. Durch die Identifizierung mit den vom Kind erzielten Erfolgen könnte sich die Mutter für eigenes Scheitern entschädigen, Scheitern, das auch mit der gesellschaftlichen Rolle der Frau zusammenhängt. Eine perfektionistische Beziehung zu einem Musterkind wäre die Folge, eine Überforderung des Kindes in bestimmten Bereichen. Für das Kind bedeutet dieses Eingespanntsein in eine Rolle, die nicht an seinen Bedürfnissen ansetzt, ein erschwertes Erleben seiner Selbst. Da es sich ja nur als Substitut eines elterlichen Selbst erfährt, gelangt es nicht zu einem persönlichen Selbst, "sondern bleibt in der Phantasie stecken: Ich bin nur eine Seite meiner Mutter oder meines Vaters." (Richter, 1963, S. 195)

7. Stierlin: Bindung, Delegation und Ausstoßung

als Beziehungsmodi zwischen Eltern und Kindern.

Stierlins Modell der familiären Interaktion ist zwar an Jugendlichen und deren Eltern erarbeitet worden, die beide während der Pubertät in einem Ablösungsprozeß voneinander standen. Sein Hauptinteresse bei der empirischen Untersuchung galt vornehmlich der psychischen Genese von Entwicklungsstörungen bei 40 leistungsschwachen Jugendlichen beiderlei Geschlechts; dabei stieß er auf die Dynamik des Ablösungsprozesses, die ihn mehr und mehr interessierte. Trotzdem möchte ich seinen Beitrag hier diskutieren: Pubertät und Kleinkindalter sind insofern Knotenpunkte der kindlichen Entwicklung, da sich während dieser Zeit die Kinder in heftigen Kämpfen von den allmächtigen elterlichen Bezugspersonen zu trennen beginnen. Im Kleinkindalter (ca. 1 - 3 Jahre) geht es vor allem um das allmähliche "Herausschlüpfen" aus der symbiotischen Vereinigung mit der Mutter, was gefördert wird durch das rapide Wachstum und die schnelle Fortentwicklung der körperlichen und geistigen Funktionen. In der Pubertät wird dieser Prozeß von neuem aufgenommen, ausgelöst durch das Mißverständnis der erreichten biologischen Reife und der fehlenden Akzeptierung der sozialen Reife der Jugendlichen durch die Gesellschaft. Winnicott beschreibt die im Kleinkindalter und der Pubertät erlebten Strebungen als "Annäherungen an die Unabhängigkeit".

Was das von Stierlin entwickelte Modell von denen anderer psychoanalytischer Autoren unterscheidet (mit Ausnahme von Th. Benedek, 1960), ist die Berücksichtigung der Reziprozität zwischen Eltern und Kindern. Er führt nicht wie Richter kindliches Fehlverhalten ausschließlich auf intrapsychische Konflikte der Eltern zurück (was schließlich wiederum die Eltern bzw. vor allem die Mütter zu den eigentlichen Sündenböcken erklärt), sondern interpretiert das

Verhalten des Kindes als Antwort auf die antizipierten Verhaltenserwartungen der Eltern, was wiederum deren konfliktspezifische Verhaltensreaktion auslöst. Kind und Elternperson befinden sich in einem Eskalierungsprozeß, der sich intrapsychisch wie auf der Beziehungsebene Elternperson - Kind als zwischenmenschlicher Konflikt darstellt. Damit sieht dieses Interaktionsmodell die jeweiligen Beziehungspartner als "aktiv Handelnde und Mitwirkende in einem dynamischen Beziehungsprozeß vor. "... Wenn dies der Fall ist, machen solche Eltern unausweichlich ihre Kinder zu Akteuren in ihrem eigenen Drama, genau wie die Kinder ihrerseits ihre Eltern in ihr eigenes Drama einspannen müssen. Auf diese Weise erscheint vor uns ein Szenario, in dem sich die verschiedenen Entwicklungskonflikte und Probleme von Eltern wie auch ihren Kindern bedeutungsvoll überschneiden und ineinander verstricken." (Stierlin, 1975, S. 47)

Um den Interaktionsprozeß zwischen Eltern und Kind in Bezug auf unbewußte und bewußte Konflikte beider Interaktionspartner analysieren zu können, konstruiert Stierlin den Begriff der "Beziehungsmodi". Darunter versteht er die verdeckten, grundlegenden organisatorischen Strukturen der sich an der Oberfläche zeigenden Eltern-Kind-Interaktion. Sie spiegeln bewußte wie unbewußte Determinanten wider, so auf die Ablösungsproblematik der Kinder bezogen, vor allem das Zusammenspiel auseinanderstrebender (zentrifugaler) und zusammenhaltender (zentripetaler) Kräfte innerhalb der Familie. Er unterscheidet drei Beziehungsmodi: die Bindung, die Delegation und die Ausstoßung, welche sich auf jeweils unterschiedlichen psychischen Ebenen manifestieren können, abgeleitet von der psychoanalytischen Strukturtheorie als affektive Prozesse (Es), als kognitive Prozesse (Ich) oder als Über-Ich-Prozesse. Ich werde alle drei Beziehungsmodi kurz referieren, etwas ausführlicher die Bindung als typisches Verhaltensmuster der Mutter-Kind-Inter-

aktion in der Kleinfamilie, da mir dieses Konzept als besonders geeignet erscheint zur Darstellung der Verschränkung zwischen Mutter und Kind, oberflächlich sichtbar in ihren jeweiligen Verhaltensmustern, basierend auf unbewußt wie bewußt ablaufenden Kommunikationsprozessen.

Stierlin schickt seiner Diskussion der Beziehungsmodi eine ausführliche Schilderung der möglichen Konfliktsituation voraus, in der Eltern im mittleren Lebensalter, wenn ihre Kinder wahrscheinlich in die Pubertät eintreten, stehen. und bringt sie in Zusammenhang mit den wesentlichen Merkmalen in der Entwicklung Jugendlicher: die Intensivierung der Triebwünsche, die Reifung der kognitiven Fähigkeiten, der Loyalitätsbildungen und die Existenz einer "Ausreißerkultur". Hier wird die Schwierigkeit von Vätern und vor allem Müttern angesprochen, den "Aufstieg" ihrer Kinder zu verkraften. "Aufstieg" insofern, als die Jugendlichen dabei sind, die von ihnen als wichtig erachteten Lebenslaufbahnen einzuschlagen, indem sie mehr oder weniger ihre individuellen Fähigkeiten ausbauen, ihren persönlichen Wünschen nachgeben. Die Eltern dagegen sind bereits eher am Ende dieses Entscheidungsprozesses angelangt, sie haben bereits bestimmte Lebenswege anderen vorgezogen, bestimmte Fähigkeiten auf Kosten anderer kultiviert, ihren Wünschen teilweise nachgegeben, sie teilweise unterdrückt. Dieser Prozeß mag ihnen vor allem beim Heranwachsen der kleinen Kinder zu "Teenagern" bewußt werden: Konfrontiert mit den "stürmischen" Erlebnissen der Jugend ihrer Kinder, aber in sich einen Teil ungelebten Lebens verspürend, insbesondere einer ungelebten Jugend oder ihr Versäumnis, als junge Erwachsene die Beherrschung der Umwelt artikuliert, konsolidiert und genossen zu haben. Dies trifft vor allem auch die Mütter, die durch ihre Sorge für die kleinen Kinder und den Ehemann (Haushalt) sich zu wenig um ihre ganz eigenen Interessen und Wünsche kümmern konnten - Bereiche neben den Kindern, in denen sie Befriedigung und Selbst-

bewußtsein hätten erfahren können. "Indem sie ihren intellektuellen und moralischen Gesichtskreis als junge Erwachsene einschränkten, haben diese Eltern den Grundstein für tiefe Kränkung, Schmerz oder stille Verzweiflung in ihren mittleren Jahren gelegt. Dann wird ihnen bewußt, daß ihre Möglichkeiten und ihre Stellung im Leben im Vergleich zu anderen gelitten haben, weil sie es vor allem versäumt haben, sich intellektuell zu entwickeln, als sie dazu die beste Zeit hatten." (Stierlin, 1975, S. 39) Ich glaube, daß die von Stierlin beschriebene psychische Situation der Eltern nicht erst bei Beginn der Pubertät ihrer Kinder auftritt, sondern ebenso zu einem früheren Zeitpunkt möglich ist.

Dem Bindungsmodus auf der affektiven Ebene entspricht eine excessive Verwöhnung und Infantilisierung eines Kindes durch einen Elternteil, um dadurch eine allmähliche Trennung des Kindes von den Eltern zu verhindern. Die Eltern sind massiv daran interessiert, das Kind durch regressive Verzärtelung an sich zu binden, da sie es brauchen, um mit ihm zusammen einen eigenen infantilen Konflikt zu wiederholen: z.B. immer wiederholt die Mutter, die in ihrer eigenen Kindheit Versagungen und Liebesverlust erlitten hat und jetzt in der aktiven Position, dies alles an ihrem eigenen Kind wiedergutmachen will. Aber gerade durch die "Großzügigkeit" der Mutter wird ihr Kind zwangsläufig depriviert und psychologisch ausgenutzt, da ihm keine eigenen, selbständigen Erfahrungen gestattet werden. Oder ein Elternteil kann durch infantile Befriedigungsangebote versuchen, das Kind von seiner eigenen sexuellen Reifung abzulenken, da ihm diese Angst machen und ihn bedrohen würde. Das Antwortverhalten der Kinder auf die Verwöhnung durch die Eltern gipfelt in maßlosen, anspruchsvollen Forderungen an die Eltern, die wiederum neue Schuldgefühle in diesen auslösen, falls sie die Forderungen nicht erfüllen können, und neue Verwöhnungsversuche auf Seiten

der Eltern produzieren. Das Kind wird unersättlich in seinen Ansprüchen: "Es wird unerträglich in seiner dauernden Ambivalenz und in seinem unstillbaren Verlangen nach oraler Verwöhnung und Beachtung. Das ist das unvermeidliche Resultat eines inzestuösen Familienlebens, das präödisipale und ödisipale Konflikte ständig massiv aktiviert." (Stierlin, und Ravenscroft, 1974, S. 721) Diese Kinder haben Schwierigkeiten, unter Gleichaltrigen Kontakt zu finden, da kaum jemand ihr excessives Verlangen nach regressiver Verwöhnung akzeptiert. Der Drogenmißbrauch war für einige von Stierlin untersuchte Jugendliche, die dieser Gruppe zugehörten, teils ermutigt von ihren Eltern, das einzige Mittel, aus dem geschilderten Dilemma wenigstens zeitweise zu entkommen. Andere Jugendliche dieser Gruppe reagierten mit unspezifischen somatischen Beschwerden, die ihnen eine Möglichkeit gaben, sich von den Eltern legitim verwöhnen zu lassen, und ein großer Teil der familiären Interaktion drehte sich dann um diese Krankheit.

Stierlin ordnete eine eher "kognitive" Bindung zwischen Eltern und Kind der Ich-Struktur zu. Hier besteht die Hauptschwierigkeit für das Kind darin, eigene Wahrnehmungen, Bewegungen und Kognitionen zu erkennen und zu definieren, da der Elternteil seine Benennung für diese Sensation dem Kind aufoktroiert. Stierlin bezieht sich hier auf Hilde Bruch, die beobachtet, "daß eine Mutter, die die körperlichen Bedürfnisse eines Kindes allzu aktiv etikettiert bzw. deutet, das letztere daran hindert, Hunger, Durst oder Ermüdung differenzierend wahrzunehmen. Sie bindet hier kognitiv, indem sie anstelle des Kindes dessen Gefühle, Bedürfnisse oder Absichten definiert. Dadurch verunsichert sie es und bestimmt sich zugleich selbst als den Lieferanten der für das Kind wesentlichen Bedeutungsinhalte." (Stierlin und Ravenscroft, 1974, S. 722) Für das Kind wird seine Ablösung von den Eltern durch diese kognitive Bindungsstrategie erheblich erschwert, da es ihm kaum gelin-

gen wird, eigene Bedürfnisse, Motivationen und Interessen zu erkennen und zu äußern. Eine extreme Reaktion mag die als "schizophrene Störung" diagnostizierte Verhaltensauffälligkeit des Kindes sein.

"Über-Ich"-gebundene Jugendliche fühlen sich den Eltern durch "intensive archaische Loyalitäts- und Schuldgefühle" verpflichtet: "Die ...(so) gebundenen Kinder neigen.... dazu, jede versuchte Trennung - sei es in Gedanken, sei es in der Tat - als ein an den Eltern begangenes Verbrechen zu erleben, das nur durch die härteste Strafe geahndet werden kann. Diese Kinder, die wir "überichgebunden" nennen können, leiden daher leicht an einer massiven, primitiven und meist unbewußten "Ausbruchsschuld", die entweder zu massiver Selbstbestrafung oder heroischer Sühne Anlaß gibt." (Stierlin, 1975, S. 119) Die notwendige Ablösung des Jugendlichen kann sich in solchen Familien dramatisch zuspitzen, denn da die Eltern dem Kind immer wieder vorhalten, daß sie nur für es leben können, kommt ein Verlassen des Elternhauses einem Mord an den Eltern gleich, was von dem Elternteil angedroht wird und von dem Jugendlichen gleichzeitig haarscharf so empfunden wird.

Delegationsmodus und Ausstoßungsmodus, neben dem Bindungsmodus die zentrale Kategorien Stierlins, sollen hier nur kurz beschrieben werden, da meiner Ansicht nach der Bindungsmodus typisch sein könnte für die Interaktion Mutter - Kind in der Kleinfamilie: beide Interaktionspartner häufig isoliert von der sozialen Umwelt und tagaus tagein aufeinander angewiesen. Deshalb wurde der Bindungsmodus exemplarisch abgehandelt als Modell einer möglichen Interaktion, was nicht das Auftreten des Delegationsmodus bzw. Ausstoßungsmodus innerhalb der Mutter-Kind-Interaktion ausschließt.

Delegierung eines Kindes bedeutet, von den Eltern hinausgeschickt werden und gleichzeitig mit der Erfüllung eines Auf-

trags an sie wiederum gebunden zu sein ("lange Leine der Loyalität"). "Sein Ausgesandtsein bleibt an Bedingungen geknüpft, die eine wiederholte Rückkehr zu den Eltern einschließen. Seine Loyalität darf dabei nicht zu blind, zu starr oder restriktiv sein, sondern muß für Initiative, relative Autonomie, Selektivität und Differenzierung Raum lassen." Die "Aufträge" der Eltern sind teils an bewußte, teils an unbewußte Motive gebunden, sie können dem elterlichen Ich, Es, Über-Ich dienen.

Der "Ausstoßungsmodus" beinhaltet eine Beziehungsweise, in der Eltern die Kinder vernachlässigen und zurückweisen, weil sie diese als "störende Elemente und Hindernisse in ihrem eigenen Leben" (Stierlin und Ravencroft, 1974, S. 725) empfinden. Diese Kinder werden in eine vorzeitige Trennung von den Eltern hineingetrieben, sie erleben sich zuhause als überflüssig, suchen sobald als möglich das Weite und schließen sich einer Gleichaltrigengruppe an. "Das schwächere und leichter zu verschmerzende Familienmitglied, d.h. in der Regel das Kind, wird herausgeschoben, getreten, zurückgewiesen.

Zusammenfassung:

Ich möchte hier noch einmal die Beiträge der referierten Psychoanalytiker zur Theorie der Mutter-Kind-Beziehung zusammenfassend darstellen und diskutieren. Folgende Punkte erscheinen mir dabei wesentlich:

- a) Allgemein wird von einem differenzierten Kommunikationsprozeß zwischen Mutter und Kind ausgegangen, der sofort nach der Geburt einsetzt und auf der präverbalen wie

auf der sprachlichen Ebene verläuft. Die Voraussetzung für diesen "Dialog", wie Spitz ihn nennt, ist die Fähigkeit der Mutter, sich in die Bedürfnisse ihres Kindes einzufühlen mittels partieller Identifizierung, ein "emotionales Vertieftsein in das Kind" bei Winnicott. Das Kind verbindet langsam positive Gefühle mit der Person der Mutter, da diese für es unerträgliche Spannungen reduziert und Triebbefriedigung verschafft. Es erfährt in der Beziehung zur Mutter die ersten Aspekte der Realität und übernimmt die mütterlichen Emotionen der Umwelt gegenüber. Die Mutter wiederum fühlt sich durch ein gesundes Heranwachsen ihres Babys positiv verstärkt in ihrem Muttersein, sie erlebt sich als eine sichere und gute Mutter, was wiederum ausstrahlt auf ihren Umgang mit dem Baby, dem sie sich wahrscheinlich liebevoller und erfreuter zuwenden wird, wenn sie spürt, daß sich ihr Kind über ihren Kontakt zu ihm freut und sich gut entwickelt.

- b) Die detaillierte Analyse dieses emotionalen Wechselspiels zwischen Mutter und Kind, ihr Aufeinanderbezogenensein vor allem während der ersten Wochen nach der Geburt des Säuglings ist wichtig, um die Kommunikation zwischen beiden Interaktionspartnern zu verstehen. Sie zeigt die ausschlaggebende Bedeutung einer gesunden psychischen Verfassung der Mutter für die gesamte Entwicklung des Säuglings, aber die künstliche Einschränkung der Blickrichtung auf das Paar Mutter und Kind während der Frühsozialisation geben Anlaß zur Kritik. Wird hier nicht das gesellschaftliche Leitbild der Frau, nämlich ihre Mutterschaft, affirmativ bestätigt, indem man die psychische Gesundheit der Kinder auf die der Mutter zurückführt, d.h. ihr wiederum die alleinige Verantwortung für das Gedeihen der Kinder zuschiebt? Kritikpunkte, die bereits bei der Besprechung der einzelnen Beiträge genannt wurden, sollen hier noch einmal wiederholt wer-

den. Die ausschließliche Konzentration der Beziehung Mutter-Kind impliziert eine Vernachlässigung des Vaters, der durchaus in der Lage sein kann, die Stelle der Mutter als Hauptbezugsperson auch für den Säugling adäquat zu vertreten, eventuell gehemmt in seinen Handlungen durch seine geschlechtsspezifische Erziehung. Zusätzlich werden Befunde empirischer Untersuchungen nicht in Betracht gezogen, die eine Übertragung des intensiven Kontaktes zur Mutter auf andere Personen der Umgebung (Geschwister, Verwandte, Nachbarn) durch das Kind auch in ganz frühem Alter bestätigen. (Ainsworth, 1963)

- c) Die psychischen Konflikte der Mütter, ihre Ängste, ihre Unsicherheiten, die im Umgang mit dem Kind ausgelöst werden, daß eben nicht einen Ersatz für einen erwachsenen Kommunikationspartner darstellen kann - auch wenn eine Mutter täglich auf engem Raum mit ihrem Kind zusammen ist -, diese mütterlichen "Variablen" werden nur insofern in Betracht gezogen, als sie sich für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes schädlich auswirken können. Hier gibt es inzwischen Untersuchungsergebnisse, welche die Vermutung bestätigen, daß es heute nicht so sehr um verhaltensauffällige Kinder aufgrund einer ausgiebigen Mutterentbehrung geht, sondern vielmehr um narzißtische Persönlichkeitsstörungen, die verbunden sind mit einer über Jahre hinaus verlängerten "Mutter-Kind-Symbiose", einem Anklammern der Mütter an ihre Kinder, da sie keine anderen Betätigungsfelder haben, wo sie Selbstbestätigung erreichen können (Spitz, 1976; Ziehe, 1973). So verbleibt die Kindererziehung als ihr einziges "Profilierungsfeld". Über diesen Zusammenhang zwischen der kindlichen Unselbstständigkeit, seiner excessiven Abhängigkeit von der Mutter und den Sozialisationsbedingungen in der Kleinfamilie, welche die Frau leicht in die Rolle der "opferbereiten, hingebungsvollen" Mutter drängen, gibt es kaum psychoanalytische Untersuchungen.

Dabei wäre es wichtig, diesen Kreislauf zwischen abhängiger, unselbständiger Mutter und abhängigem, unselbständigem Kind durch differenzierte Analysen aufzubrechen. Wahrscheinlich kann sich nur eine Mutter, die neben dem Kind auch noch andere befriedigende Kontakte pflegt, überhaupt auf eine Symbiose mit dem Kind einlassen.

- d) Mahler beschreibt ausführlich den Ablösungsprozeß des Kindes von der Mutter und betont seine außerordentliche Wichtigkeit für ein physisches wie psychisches Unabhängigwerden des Kindes von der Mutter (Individuation). Dasselbe gilt für die Mutter. Wahrscheinlich wird es Müttern in unserer Zivilisation eher gelingen, sich mit ihrem Kind über längere Zeit symbiotisch zu verklammern als durch ihr Verhalten das Kind in eine selbständige Haltung voranzutreiben. Denn dieser Prozeß impliziert auch für die Mutter ein Hinaustreten aus der zeitweise notwendigen Regression in eigene frühkindliche Erinnerungen, aus dem Schonraum Familie und Kindergarten in die "rauhe" Welt, wo es um die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen, um die Kontaktaufnahme mit "erwachsenen" Interaktionspartnern geht. Winnicott spricht in diesem Zusammenhang von der allmählichen "Ent-Anpassung" der Mutter an die kindlichen Bedürfnisse, ein Wieder-Zu-Sich-Selbst-Kommen der Mutter, das mit der fortlaufenden Entwicklung des Kindes zu größerer Unabhängigkeit hin gekoppelt ist. Diese Art der Realitätsbewältigung im öffentlichen gesellschaftlichen Leben scheint Frauen erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten, wahrscheinlich wegen ihrer geschlechtsspezifischen Erziehung und den Erfahrungen in ihrem "Weiblichen Lebenszusammenhang", die diese Orientierung noch verstärken.

Für die notwendige allmähliche Ablösung der Mutter von ihrem Kind ist aber gerade die Tätigkeit der Mutter in anderen Bereichen neben der Sorge für ihr Kind entschei-

dend. Damit soll nicht einer generellen Berufstätigkeit der Mütter das Wort geredet werden, sondern es soll vielmehr die Rückbesinnung der Mutter auf ihre eigenen Interessen, auf sich selbst, auf außerhäusliche Kommunikationsmöglichkeiten betont werden.

II. "MUTTERENTBEHRUNG"

Die Forschungsrichtungen innerhalb der Psychologie, die sich mit dem Thema Mutter-Kind-Beziehung beschäftigen, spiegeln in ihrer Themenstellung und in ihrer Arbeitsweise deutlich die gesellschaftlich vermittelten Interessen der Forscher wider. Das gilt besonders auch für Theorien über Weiblichkeit und Mütterlichkeit, wie dies in vorhergehenden Kapiteln bereits angesprochen wurde. Einige Beiträge der Entwicklungspsychologie zur Analyse der Mutter-Kind-Beziehung sollen in den nächsten Kapiteln diskutiert werden unter dem Aspekt der Autonomie von Müttern, Autonomie verstanden als Selbstbewußtsein, als Selbstsicherheit, die in der Primärsozialisation erworben und im Bereich des "weiblichen Lebenszusammenhangs und in öffentlichen Bereichen erfahren und ausgebaut wird. Leider bleibt dies für die meisten Frauen eine Utopie, verschiedene Gründe dafür habe ich bereits in vorhergehenden Kapiteln angeführt.

Hindernisse auf dem Weg zur Autonomie sind u.a. für Frauen auch Ergebnisse der entwicklungspsychologischen Forschung, die sich auf die Unabkömmlichkeit der Mutter während der ersten drei Lebensjahre des Kindes oder auf das Hospitalisierungssyndrom, das Spitz in seinen Untersuchungen erarbeitet hat (Spitz, 19765) konzentrieren. Wenn Mütter versuchen, im außerfamiliären Bereich wieder Fuß zu fassen, sei es durch Wiederaufnahme der Berufstätigkeit oder durch den Beginn außerfamiliärer Kontakte, spielen die Kinder bei der Entscheidungssuche oft die ausschlaggebende Rolle, aufgrund derer verzichtet wird auf individuelle Entwicklungsmöglichkeiten. In dieser "Verzichtshaltung" werden Mütter bereitwillig unterstützt von "kompetenten" Fachleuten, welche die Anwesenheit der Mutter zuhause beim Kleinkind für absolut notwendig erklären: "Als Familienmutter und als

Fachfrau, d.h. als Psychagogin, die seit 15 Jahren sich mit verhaltensgestörten Kindern und Jugendlichen in der Praxis beschäftigt, muß ich mich mit Entschiedenheit gegen das Tagesmüttermodell aussprechen; denn es dreht sich hier bei uns auch um höchst praktische Vernunft. Denn die ersten beiden Lebensjahre sind in der Entwicklung des Menschen die Zeit, in der sich die späteren Charakterzüge in einem ungeheuerlichen Maße vorformen, sozial oder unsozial, aktiv oder passiv, liebevoll oder lieblos, das wird an dem Kennenlernen und im Bezug, der intensiven Bindung zwischen Mutter und Kind, vorgeprägt. Wenn hier an dieser Stelle der Wechsel der Bezugspersonen einsetzt, wie es das Tagesmüttermodell vorsieht, sogar auch noch Ersatzmütter, und auch noch der Wechsel der Umgebung, dann besteht die Gefahr, daß hier Schäden entstehen, die als Urmißtrauen gegen Menschen im ganzen Leben nachher später bemerkbar sind, Schäden, die dem Laien meistens erst in der Pubertät der Kinder sichtbar werden, die aber dennoch ganz gravierend hier schon geweckt werden, und deswegen werden hier im Grunde Bomben mit Zeitzündern gelegt, wenn man die Babies so falsch behandelt, wie es das Tagesmüttermodell vorsieht." (Meves, 1974, S. X) Solche Argumente gilt es zu überprüfen bei der Durchsicht der Forschungsergebnisse.

Der ausführlichen Diskussion vorausgeschickt sei eine Anmerkung: der Begriff "Mutterentbehmung" spiegelt eine Hauptrichtung der psychologischen Forschung wider. Es gibt nur wenige psychologische Untersuchungsansätze zum Thema Selbstständigkeit bei Mutter und Kind, welche sowohl die Mutter in ihrer Bedürfnisstruktur und in ihren Interessen berücksichtigen als auch die Art und Weise, wie sie ihre "Selbstständigkeit" an das Kind weitergibt und vom Kind in ihrem Verhalten wieder rückwirkend beeinflusst wird. Stattdessen konzentriert man sich auf Themen wie "Mutterentbehmung", Hospitalismus, Bindungstheorie (attachment theory) und mütterliche Erziehungsstile.

1. Hospitalismus

Die von Spitz durchgeführten Untersuchungen an Babys in Säuglingsheimen und Waisenhäusern (Spitz, 1976⁵) zeigten auffällige Verhaltensweisen der Säuglinge: Apathie, völliger Rückzug aus der sozialen Umwelt, Verweigerung jeglicher Kontaktaufnahme, weinerliches zurückhaltendes Verhalten, Schlaflosigkeit, Gewichtsabnahme, zunehmende Anfälligkeit für Infekte, im Entwicklungstest ein Rückstand in der Persönlichkeitsentwicklung bzw. ein allmähliches Absinken, versteinerter Gesichtsausdruck wie in einer Betäubung, verzweifelter Sich-Anklammern an Erwachsene, motorische Verlangsamung allmählich einmündend in eine Lethargie.

Dieses klinische Bild verschiedener Symptome bezeichnet Spitz als "anaklitische Depression" in scharfer Abgrenzung von dem "depressiven Syndrom" eines Erwachsenen. "Anaklitisch" ist eine Entlehnung aus dem Freudschen Wortschatz, der damit eine auf liebevollem Erziehungsverhalten beruhende Identifikation mit der Mutter (oder mit dem Vater) bezeichnete. Für Spitz ist entsprechend die Qualität der Beziehung des Kindes zu seiner Mutter entscheidend für den Ausprägungsgrad der anaklitischen Depression, und zwar ist eine gute Beziehung zur Mutter vor der länger andauernden Trennungsphase die Voraussetzung für die Entstehung einer anaklitischen Depression. Die oben geschilderten Folgen der Trennung von der Mutter sind reversibel, wenn Mutter und Säugling nach einer nicht länger als drei Monate andauernden Trennungszeit wieder zusammentreffen. Dann tritt eine spontane Erholung ein, sichtbar in einer starken Zunahme des Entwicklungsquotienten. Nach einer Trennung von 3 - 5 Monaten folgt ein langsames Aufholen, sichtbar in der Plateaukurve des Entwicklungsquotienten als Übergangsperiode. Nach einer mehr als 5 Monate andauernden Trennung tritt keine Genesung ein.

Erfolgt keine Wiedervereinigung mit der Mutter, verschlimmern sich die oben genannten Symptome bis hin zum Verfall des Kindes, die Kinder "verhungern psychisch": "Nach der Trennung von ihren Müttern durchliefen diese Kinder zunächst die Stadien des fortschreitenden Verfalls, wie er für den partiellen Entzug affektiver Zufuhr charakteristisch ist, den wir vorher beschrieben haben. Die Symptome der anaklitischen Depression folgten rasch aufeinander, und alsbald, nach der relativ kurzen Zeit von drei Monaten, zeigte sich ein neues klinisches Bild. Die Verlangsamung der Motorik kam voll zum Ausdruck; die Kinder wurden völlig passiv, sie lagen in ihrem Bettchen auf dem Rücken. Sie erreichten nicht das Stadium motorischer Beherrschung, das notwendig ist, um sich in die Bauchlage zu drehen. Der Gesichtsausdruck wurde leer und oft schwachsinnig, die Koordination der Augen ließ nach... Am Ende des zweiten Lebensjahres betrug ihr Entwicklungsquotient im Durchschnitt 45 % der Norm. Das entspricht der Stufe des Idioten." (Spitz, 1976², S. 290)

Spitz führte das geschilderte Hospitalismussyndrom eindeutig auf die fehlende mütterliche Bezugsperson, auf die fehlende "Bemutterung" zurück, vor allem in dem Findelhaus, wo sich mehrere Schwestern in der Beaufsichtigung der Kinder teilten, und das Kind nur bis zu 1/10 der normalen mütterlichen Fürsorge erhielt. Entsprechend lagen hier die Sterblichkeitsziffern auch wesentlich höher als bei den Kindern des Säuglingsheims, wo die Bedingungen der "Bemutterung" durch eine größere Anzahl des Pflegepersonals besser erfüllt wurde.

Die Forschungen von Spitz wurden von einer Gruppe von Wissenschaftlern heftig kritisiert, vor allem wegen methodischer Mängel (Pinneau, 1955, Misch, 1959): keine genauen Angaben über Zeit und Ort der Untersuchung, über die Ausbildung der Mitarbeiter, über die Zusammensetzung der Grup-

pen, unterschiedliche soziale Herkunft der Kinder etc. Pinneau behauptet, daß sich ein Vergleich der von Spitz untersuchten Kinder von vorneherein verbiete, da Kinder mit ganz unterschiedlichen genetischen Anlagen (körperlicher Gesundheitszustand), von unterschiedlicher rassistischer Herkunft und unterschiedlichem sozialem Status zusammengewürfelt wurden (Lehr, 1974).

Die Flut der Nachfolgeuntersuchungen, die durch die Arbeiten von Spitz angeregt wurden, brachten ein wesentlich differenzierteres Bild von der Situation der Heimkinder und der Situation der Kinder überhaupt nach einer längeren Trennung von der Mutter zutage. Der Faktor "Heimilieu" wurde aufgespalten in einzelne unabhängige Variablen - soziale Stimulation, sensorische Stimulation, Anzahl der Bezugspersonen, Ausbildung der Bezugspersonen etc. - ebenso der Faktor "Mutter" als Spenderin der affektiven Zuwendung, als Träger der sensorischen Stimulation für das Kind etc. Bei der Durchsicht verschiedener Sammelreferate zum Thema "Hospitalismussyndrom" (O'Connor 1956, Caldwell 1970, Rutter 1972, Casler 1968) schälen sich folgende Punkte heraus, die für eine Diskussion der Institutionalisierung kleiner Kinder entscheidend zu sein scheinen:

a) Sensorische Stimulation

Die Benachteiligung von Heimkindern vorwiegend im Bereich der kognitiven Entwicklung, der Sprache aufgrund des Fehlens einer ausreichenden sensorischen Stimulation. (Skeels 1966, Rebelsky et al 1967, Thomae 1972). Nach Ansicht der Mehrheit der Autoren liegt der schwerwiegendste schädliche Faktor für die kindliche Entwicklung im Heimilieu nicht in dem Fehlen der mütterlichen Zuwendung, sondern in der mangelhaften Ausstattung des Heimilieus mit anregenden Reizen, sei es die Wohnsituation, Spielzeuge oder auch die kurze Zeitdauer, in der eine Bezugsperson auf das einzelne Kind ausführlich eingehen kann.

"In keiner dieser Studien zeigt sich die zwingende Evidenz, daß negative Auswirkungen der Institutionalisierung Folgen fehlender mütterlicher liebevoller Zuwendung sind." (Casler, 1968, S. 574)

Eine ausreichende sensorische Stimulation ist wichtig für die Entwicklung des Kindes. Aus Reizisolierungsexperimenten an Erwachsenen (Zuckermann, 1964) wissen wir, "daß die sensorische Reizverarmung der Umwelt für jedes Lebewesen mit einer erheblichen Einschränkung seiner Funktionen verbunden ist und schnell zu massiven Verhaltensstörungen zu führen vermag. Wenn auch in der Heimsituation nicht das Ausmaß der sensorischen Deprivation wie in den Versuchen an Erwachsenen und Tieren erreicht wird, ist zu bedenken, daß auch ein geringer Ausfall an anregenden Reizen für sehr kleine Kinder gefährlich und mit Entwicklungsrückschlägen verbunden sein kann." (Schmalohr, 1975², S. 109) Es wird deutlich, daß sich aus diesem Grund Vergleiche zwischen Heimkindern und Kindern in einer familiären Umgebung in ihrem Verhalten nach einer Trennung von ihrer Mutter verbieten, ohne das Angebot an sensorischer Stimulation in beiden Umwelten in Betracht gezogen zu haben. Von manchen Autoren wird behauptet, daß der Faktor der sensorischen Deprivation, dem die Säuglinge in dem von Spitz beschriebenen Findelhaus ausgesetzt waren, als der ursächliche Faktor für den katastrophalen Verlauf der Entwicklung angesehen werden muß und nicht die Trennung von der Mutter. Die Person der Mutter sei nicht deshalb wichtig, weil sie die anregenden Reize dem Kind vermittelt, sondern weil sie normalerweise am effektivsten für eine anregende Umgebung sorgt und die Möglichkeiten stimulierender Einflüsse eher bereitstellt. Die Voraussetzung für diese Annahme ist die Orientierung der Mutter über die Notwendigkeit sensorischer Stimulation für die kindliche Entwicklung. Nach Meinung der Experten kann es un-

ter bestimmten Umständen auch in der häuslichen Situation durchaus zu Hospitalisierungserscheinungen kommen, wenn die Mutter nicht genügend anregende Reize an das Kind weitervermittelt. Sogar Schmalohr erwähnt, "daß manchmal Kinder die Symptome des sogenannten Hospitalismus zeigen, ohne je ihre Familie verlassen zu haben, und daß bei der Mutter aufgezogene Kinder genauso depriviert sein können wie in Heimen aufgezogene." (Schmalohr, 1973, S. 117)

Eine kritische Anmerkung:

Der Begriff "sensorische Stimulation", der in mehreren Untersuchungen, die sich mit den Arbeiten von Spitz beschäftigen, immer wieder auftaucht, simplifiziert den Sachverhalt. Um Aussagen über günstigere kognitive und soziale Entwicklungsmöglichkeiten für das Kind als Folgen einer "angereicherten" Umwelt machen zu können, ist ein Wissen über die entsprechenden Vermittlungsprozesse notwendig. Dieses fehlt noch weitgehend. Insofern bleiben auch Aussagen über diesen Zusammenhang im Bereich der Spekulation. Wie ist eine sensorische Reizung überhaupt langfristig durchführbar ohne ein gleichzeitiges Verbundensein mit affektiver Zufuhr? Es wird zwar behauptet, daß "der Mangel an Eindrücken...sogar ein völlig gesundes, gesättigtes und gut gepflegtes Kind zum Schreien veranlaßt." (Boshowitsch, 1970, S. 141) Doch diesen Nachweis auch experimentell zu erbringen, wird nur schwer gelingen, da in jede sensorische Stimulation, soll sie langfristige Wirkungen zeitigen, affektive Zuwendung miteinfließt. Spitz bemerkt dazu kritisch: "Ich habe mit Bedacht vom Entzug affektiver (emotionaler) Zufuhr gesprochen... Man sollte sich darüber im klaren sein, daß "Entzug sensorischer Zufuhr" und "Entzug affektiver Zufuhr" keine auswechselbaren Begriffe sind. Ich gebe zu, daß es beim heutigen Stand der Wissenschaft praktisch unmöglich ist, das eine durchzuführen, ohne das andere

mit hineinzuziehen... Es ergibt sich die zwingende Schlußfolgerung, daß die Schwere des durch die sensorische Isolierung zugeführten Schadens direkt proportional der Stufe der Ich-Entwicklung zunimmt, die der jeweiligen Art eigen ist, ebenso direkt proportional der Qualität der Objektbeziehungen." (Spitz 1976⁵, S. 294)

Nach dem bisherigen Forschungsstand ist die Beziehung zwischen Mutter und Kind auch für die kognitive Entwicklung des Kindes entscheidend, da während der frühen Kindheit die Verschränkung zwischen affektiven und kognitiven Inhalten der Interaktion vorherrscht. An diesem Punkt knüpfen die Autoren Kreppner, Bruner, Spitz u.a. an, die den "Dialog" zwischen Mutter und Kind als grundlegend für die spätere kognitive Entwicklung des Kindes begreifen. "Das vorliegende empirische Material auch aus anderen Studien scheint weitgehend die These zu untermauern, daß die in der Interaktion der frühen Kindheit stattfindende Beziehung zwischen Mutter und Kind, etwa sensibles Aufeinandereingehen oder zunehmendes gegenseitiges Mißverstehen, der grundlegende Aspekt für die weitere kognitive und affektive Entwicklung des Kindes ist. Nur in einer Interaktionsbeziehung, die dauerhaft mit ein und derselben Bezugsperson etabliert ist, kann für das Kind ein Bezugsrahmen geschaffen werden, der auf der einen Seite eine affektive Zuwendung durch den Partner sichert und der die Verknüpfung von Erlebnissen und kognitiven Erfahrungen mit affektiven Gehalten ermöglicht. Vielleicht ist es dies, was innerhalb einer individuell ausgestatteten Interaktionsbeziehung als "Sinn" oder als "Bedeutung" für das Kind dann sowohl seine affektive wie seine kognitive Weiterentwicklung beeinflußt, je nachdem in welchem Maß diese Beziehung etabliert bleibt oder gestört wird, d.h. inwieweit Trennungserlebnisse von der Mutter - hier in ihrer Bedeutung als relevanter und 'sinnstiftender' Interaktionspartner - eine weitere "sinn-

volle" Auseinandersetzung des Kindes mit der Umwelt vereiteln." (Kreppner, 1977, S. 895)

Es wird deutlich, daß Kreppner auf dem Spitz'schen Ansatz aufbaut, nämlich dem Dialog zwischen Mutter und Kind als dem wechselseitigen Strukturierungsprozeß der Realitätserfahrungen (siehe dazu auch Lorenzer, 1972, Mahler, 1972). Das Mißlingen des Dialogs ist nicht abhängig von einer vorübergehenden An- oder Abwesenheit der Mutter, sondern von ihrer Fähigkeit, die verbalen oder praeverbalen Kommunikationsangebote des Kindes zu verstehen und "sinnvoll" (hier in der Bedeutung in adäquater Anleitung zur Realitätsbewältigung) zu reagieren. (Spitz, 1976). Dadurch verlagert sich der Untersuchungsschwerpunkt von der Konzentration auf die An- oder Abwesenheit der Mutter als eine wichtige Bedingung für kindliche Verhaltensauffälligkeiten zur Untersuchung von Störmomenten des Kommunikationsprozesses zwischen Mutter und Kind und deren nachteilige Folgen für die kindliche Entwicklung.

b) Heimsituation

Yarrow (1961) hat darauf aufmerksam gemacht, daß eine länger andauernde Trennung von der Mutter häufig mit der Einweisung in ein Heim verbunden ist, womit die Analyse der Deprivationsbedingungen auf eine Analyse der Heimsituation hinausläuft. Die nichtfamiliale Erziehung wird dabei meistens unter dem Aspekt des extremen Mangels dargestellt. "Nichtfamiliale Erziehung erscheint in Vergleichsuntersuchungen stets als hochgradig defizitär, ohne daß doch gefragt würde, ob nichtfamiliale Erziehung solche Defizite mit Notwendigkeit hervorbringen muß. Hier wird also die Problematik früher Mutterentbehrung vermischt mit dem ganz anderen Problem der jeweiligen "Qualität" familialer bzw. nicht-familialer Erziehung." (Koch, 1975, S. 10)

Schmalohr führt die widersprüchlichen Ergebnisse in der Deprivationsforschung auf methodische Mängel der Untersuchungen zurück und fordert vor allem eine Berücksichtigung der unterschiedlichen Deprivationsbedingungen in Heimen etc.

Darüber hinaus muß festgestellt werden, daß zwischen dem "Fehlen der Mutter" - wie es Heimkinder erleben - und der "vorübergehenden Abwesenheit" der Mutter streng zu unterscheiden ist. Heimkinder haben meistens wesentlich ungünstigere Startbedingungen als Familienkinder, sie haben eher einen anfälligen Gesundheitszustand (Kinder von sehr jungen oder wesentlich älteren Frauen) und sind größeren sozialen Belastungen ausgesetzt, wie Familienzerrüttung, uneheliches Kind etc. Dazu kommt das Ausmaß der sensorischen Deprivation in dem betreffenden Heim. Ihre Verhaltensweisen lassen sich nicht mit denen der Familienkinder vergleichen, da bei den Familienkindern die vorübergehende Abwesenheit der Mutter die sensorische Stimulation eher erhöhen wird, wenn für eine adäquate Ersatzbetreuung gesorgt ist.

c) Soziale Stimulation

Eine Erziehung der Kinder außerhalb der Familie in Heimen oder in halbinstitutionalisierten Gruppen mit mehreren konstanten Bezugspersonen kann sich durch das vermehrte Reizangebot der Umgebung (unterschiedliche Stimmen, unterschiedliches Gehabe) durchaus positiv auf die Sozialentwicklung des Kindes auswirken, indem das Kind lernt, sich auf unterschiedliche Personen und deren Verhaltensmuster einzustellen. Rheingold folgert aufgrund empirischer Untersuchungen daraus (1961): "Different caretakers with their different appearances, voices and manners of administering care, must provide a kind of stimulation the home infant (Familienkind) would lack in the usual routine of his day." Ebenso Casler (1968, S. 613): "It may even be true that institutional rearing

is, in some important respects, preferable to family rearing."

Rheingold kam in einer Untersuchung (Rheingold, 1961) zu dem überraschenden Ergebnis, daß Heimkinder (Babies im Alter von 8 Monaten) im Sozialverhalten aktiver reagierten als Familienkinder: Zur Einschätzung des Sozialverhaltens benutzte sie einen von ihr entwickelten Sozialtest, der sich in vier Untertests untergliedert.

- 1) Experimentator steht in der Nähe des Säuglings und schaut ihn ernst an;
- 2) Experimentator nähert sich dem Säugling, beugt sich über ihn und sagt in einem "warmen" Tonfall "Hallo!"
- 3) Experimentator nimmt das Baby auf den Arm, schaut es an und lächelt und spricht mit ihm;
- 4) Experimentator legt das Baby zurück ins Bett und geht weg.

Ergebnisse: Die Säuglinge in den Heimen reagierten positiver auf den Experimentator. Sie beobachteten ihn länger, sie lächelten schneller und bewegten sich dabei, sie streckten dem Experimentator die Hand entgegen. Rheingold stellt zur Erklärung dieser Ergebnisse folgende Hypothesen auf:

- Für ein adäquates Sozialverhalten ist nur ein Minimum an äußerer Stimulierung notwendig.
- Ein Wechsel der Pflegepersonen bedingt eine andersartige Stimulation und kompensiert die eintönige Stimulierung der Umgebung.
- Ein variabler Verstärkungsplan ist effektiver als ein geregelter Verstärkungsplan.

Dazu Rheingold: "The second main conclusion arising from the study suggests that not only were the institutional infants as interested and as competent, but also they

were more positively responsive to the examiner than the home infants. They smiled more quickly and more often; they more often vocalized and reached out a hand. On almost every measure of a positive, self-esteeming nature they were more reactive and more responsive, although not always to a degree of statistical significance. They appeared more eager and more delighted." (Rheingold, 1961, S. 155)

2. Zuneigungsverhalten (Attachment)

Untersuchungen, die sich auf die "Zuneigung", die "Bindung" eines Kindes an seine Mutter beziehen ("attachment"), nehmen vor allem in der englischsprachigen Literatur einen breiten Raum ein (Bowlby, 1951; Ainsworth, 1967; im deutschen Sprachraum Großmann, 1977). Sie sollen hier kurz referiert werden, da sie in ihrem Untersuchungsansatz die Reziprozität im Interaktionsablauf Mutter-Kind berücksichtigen und als grundlegend für den sozialen Lernprozeß des Kindes ansehen (Ainsworth, 1974).

Nach Ainsworth reagiert der Säugling von Anfang an als soziales Wesen. Er bringt die Fähigkeit mit, soziale Signale auszusenden (z.B. das Weinen, das Lachen) wie auch die Aufnahmebereitschaft für soziale Signale, die von anderen Personen stammen. Das individuelle Zuneigungsverhalten des Kindes wird dann in der reziproken Interaktion mit der Bezugsperson erlernt, die mit ihm die meiste Zeit verbringt, was in unserer Kultur hauptsächlich auf die Mutter zutreffen wird. Durch Anklammern, Nachfolgen, Weinen etc. versucht der Säugling anfangs die Nähe zu ihr aufrechtzuerhalten, bis diese Verhaltensmuster allmählich bei zunehmendem

Alter des Kindes durch andere Verhaltenssignale ersetzt werden können, mit denen das Kind auch über eine Distanz hinweg mit der Mutter kommunizieren kann (Ainsworth, 1974). Die wesentliche Determinante für die Funktionsfähigkeit dieser Interaktion ist die wechselseitige Anpassung von Mutter und Kind an die ausgesandten Signale, ein fortlaufender Einigungsprozeß, der sich an den Bedürfnissen der beiden Interaktionspartner orientiert (Spitz 1976, Ainsworth 1974, Kreppner 1978, Lorenzer 1972).

Ainsworth (1967) konzentriert sich in ihrer Untersuchung auf folgende inhaltlichen Schwerpunkte:

- a) den Aufbau des Bindungsverhaltens vom Säugling zur Mutter,
- b) die parallele oder kurz darauffolgende Aufnahme von ebenfalls intensiven Beziehungen zu anderen Personen der näheren Verwandtschaft oder Bekanntschaft neben der Mutter.

Da sie inhaltlich mit Themen aus den vorherigen Kapiteln übereinstimmen, sollen sie hier referiert werden.

Zu a):

Als Verhaltenskriterium für "attachment" galt, wenn das Baby zwischen seiner Mutter und anderen Personen erfolgreich diskriminierte und auf sie differenziert reagieren konnte. Im Gegensatz zu mehreren Untersuchungen, die zur Operationalisierung dieser Annahme stets die demonstrierte Trennungsangst um den achten Monat als Kriterium annehmen, und eine Anhänglichkeit an die Mutter als Voraussetzung für eine adäquate Sozialentwicklung ausschließlich mit dem Vorherrschen bzw. Fehlen von Trennungsangst beim Baby kopelten, geht Ainsworth hier wesentlich differenzierter vor. Sie stellt einen Verhaltenskatalog mit Operationalisierungskriterien auf, um die verschiedenen differenzierten Reaktionsmöglichkeiten des Kindes auf die Mutter zu erfassen:

Differenziertes Schreien - differenziertes Lächeln - differenzierte Stimmgebung - visomotorische Orientierung - Grußreaktion - Heben der Arme beim Grüßen - Zusammenschlagen der Hände beim Grüßen - Schreien, wenn die Mutter das Kind verläßt - Herumklettern an der Mutter - Folgen - Verbergen des Gesichts im Schoß der Mutter - Anklammern - Annäherung durch Bewegung - Liebkosen, streicheln, küssen - Erkunden von der Mutter aus, die als "sichere Basis" fungiert - Flucht zur Mutter als einem Hafen der Sicherheit -. (Ainsworth, 1967)

Diese 16 Verhaltensmuster wurden bei 28 Kindern im Alter von 0 - 15 Monaten bei 14tägigen Hausbesuchen erhoben. Ihr Auftreten wird genau der entsprechenden Altersstufe des Kindes beschrieben.

Ainsworth unterscheidet innerhalb dieser Kindergruppen drei Untergruppen je nach dem Entwicklungsstand ihres Zuneigungsverhaltens gegenüber der Hauptbezugsperson, und zwar 16 Kinder mit vollständig ausgebildeter Zuneigung, 7 Kinder mit unsicherer Zuneigung und 5 Kinder ohne erkennbares Zuneigungsverhalten. Sie beschreibt die Verhaltensmuster der Kinder entsprechend ihrer jeweiligen Subgruppe ausführlich: Die Kinder mit einem sicheren Zuneigungsverhalten weinen wenig (nur bei Hunger oder Krankheit, eventuell bei Abwesenheit der Mutter) ; sie geben sich bei Anwesenheit der Mutter zufrieden und sicher, auch wenn Fremden zu Besuch kommen. Kinder mit unsicherem Zuneigungsverhalten schreien viel, auch wenn die Mutter beim Besuch der Fremden anwesend ist und sie auf dem Schoß hält. Das Kind verlangt viel mütterliche Aufmerksamkeit, es klammert sich an die Mutter und benutzt sie nicht als sicheren "Hafen", als sicheren Ausgangspunkt für Erkundungen der Umwelt. Kinder ohne erkennbares Zuneigungsverhalten zeigten kein Verhaltensmuster der Anhänglichkeit gegenüber der Mutter oder gegenüber einer anderen Person.

Bei dem Versuch Ainsworth's, die unterschiedliche Ausprägung des kindlichen Zuneigungsverhaltens auf Verhaltensmuster der mütterlichen Zuwendung zurückzuführen, konnten folgende Faktoren nicht zwischen den drei Kindergruppen signifikant unterscheiden:

- a) "mütterliche Wärme"
- b) die Anzahl der Bezugspersonen, die sich um das Kind kümmerten,
- c) der Zeitaufwand aller Bezugspersonen für die Sorge und Pflege des Kindes,
- d) Fütterung nach Plan vs. Fütterung nach Bedarf,
- e) Stillfähigkeit der Mutter.

Folgende Faktoren waren verantwortlich für die signifikanten Unterschiede zwischen den drei Gruppen:

- a) der Zeitaufwand der Mutter für die Pflege und Sorge für das Kind,
- b) der Informationsgehalt der Mutter über die Entwicklung ihres Kindes, der ihr Interesse für das Kind widerspiegelte,
- c) die Einstellung der Mutter zum Stillen.

Dieser Faktor ergab die gesicherte statistische signifikante Differenz. Von 13 Babies, deren Mütter das Stillen positiv erlebten, entwickelten 12 ein sicheres Zuneigungsverhalten.

Ainsworth und Großmann (1977) sehen in einem sicheren Zuneigungsverhalten die Voraussetzung für eine spätere gelungene Ablösung von der Mutter und für die Unabhängigkeit des Kindes. Hier ergeben sich Parallelen zu Untersuchungsergebnissen verschiedener psychoanalytisch orientierter Autoren (Mahler, Winnicott). Obwohl mir die Annahme eines teilweise genetisch vorprogrammierten Sozialverhaltens (Bindungsverhaltens) bei Mutter und Kind zumindest problematisch erscheint (Bowlby, 1951; Ainsworth, 1974; Großmann, 1977), die von Vertretern der "Attachment"-Theorie behauptet wird, er-

scheint mir die Annahme einer "sicheren", vertrauensvollen Beziehung des Kindes zur Mutter Voraussetzung für seine spätere Unabhängigkeit einsichtig. Die "Sicherheit" einer Beziehung steht hier für die Entsprechung der Kommunikation zwischen Mutter und Kind. "Mit zunehmender Sicherheit der Bindung - bedingt durch den Aufbau eines vorsprachlichen Systems bedeutungshaltiger Zeichen wie z.B. Gesten, Mimik, Ausdrucksbewegungen aller Art und vor allem lautlicher Äußerungen - nimmt Bindungsverhalten auf Seiten des Kindes in der Häufigkeit ab." (Großmann, 1977, S. 868) Oder: "To have given the contact that a baby seems programmed to promote does not make it into a clingy and dependent one-year-old; on the contrary, it facilitates the gradual growth of independence. It is infants who have had relatively brief episodes of being held who tend to protest being put down, and who do not turn readily to independent play; indeed they seem highly ambivalent about physical contact - they may seek it, but they do not respond positively to it when they get it, and yet when put down they protest." (Ainsworth, in Richards, S. 121, 1974) Beide Autoren sehen zwar einen eindeutigen Zusammenhang zwischen dem sicheren Zuneigungsverhalten des Kindes und der Art und Weise, wie die Mutter mit ihrem Kind umgeht, aber Variablen, welche im Zusammenhang stehen mit den Pflegepraktiken der Mutter oder ihrer Einstellung ihrem Kind gegenüber, werden nicht genannt bzw. es wird auf eine biologische Determiniertheit recurriert. Ein Kind wird sich desto schwerer von der Mutter trennen, und selbständig werden, je enger es durch Trennungs- und Erwartungsängste, durch übermäßige Liebes- und Zärtlichkeitsbedürfnisse oder durch Schuldgefühle und Haßregungen an die Mutter gebunden ist (Schmalohr, 1973). Seine Selbständigkeit wird also in Zusammenhang gebracht mit einer vom Kind als sicher und liebevoll erlebten mütterlichen Zuwendung, einem gelungenen "Dialog" zwischen beiden.

Zur Illustration dieses Sachverhalts beschreibt Großmann einen von Ainsworth erarbeiteten Test zur Erfassung des Verhaltens von Kleinkindern in ihnen unbekannten Situationen ("Strange-Situation Behavior of One-Year-Olds: Its Relations to Mother-Infant Interaction in the First Year and to Qualitative Differences in the Infant-Mother Attachment Relationship."): Als Spielraum für die Kinder dient eine eingerichtete Beobachtungsanlage. Testablauf: Die Kinder trennen sich kurz von der Mutter (3 Minuten oder weniger), spielen und werden wieder von ihren Müttern begrüßt. Kinder mit sicherer Bindung begrüßen ihre Mütter unmittelbar, klammern sich kurz an sie, weinen bzw. schmusen und gehen dann reibungslos zum weiteren Spiel über. Kinder mit unsicherer Bindung vermeiden den unmittelbaren Kontakt mit der Mutter, ignorieren sie und tun so, als ob die Mutter alles falsch macht, aufnehmen, nicht aufnehmen usw. (Großmann, 1977). "Die Verhaltensweisen der Kinder in der Beobachtungsanlage stehen im Zusammenhang mit den Beziehungsstrukturen, die sich während des ersten Lebensjahres aufbauen. Eine unsichere Bindung entsteht dann, wenn die Bedürfnisse des Kindes von den Eltern nicht adäquat beantwortet werden, sei es, weil sie von den Bezugspersonen nicht richtig, zu langsam oder gar nicht beantwortet werden. Eine sichere Bindung ist die Folge des Aufbaus eines Netzes von aufeinander bezogenen Verhaltensweisen, mit denen Angst weitgehend abgebaut und Sicherheit aufgebaut wird." (ebda. S. 869)

Zu b):

Zuneigungsverhalten neben der Mutter auch zu anderen Personen:

In der Untersuchung von Ainsworth (1967) war die erste spezifische Zuneigung des Kindes zwar auf die Mutter gerichtet, wurde dann aber schnell durch Beziehungen zu anderen zusätzlichen Personen abgelöst (Vater, andere Verwandte, Nachbarn). Einige Kinder zeigten ihrem Vater gegenüber ein aus-

geprägteres Zuneigungsverhalten als gegenüber der Mutter, obwohl der Vater bzw. die anderen Bezugspersonen nicht für die Pflege des Kindes verantwortlich waren, sondern ausschließlich mit ihm spielten. Trotzdem blieb die Beziehung zur Mutter die zentrale, und das Kind kehrte bei Krankheit, Hunger oder Müdigkeit immer wieder zu ihr zurück.

Ausschlaggebend für eine Erweiterung des Personenkreises, zu dem intensive Beziehungen aufgenommen werden, ist die von dem Kind als sicher erlebte Beziehung zur Mutter, d.h. es wird kein Zuneigungsverhalten zu anderen Personen aufgebaut, wenn die Beziehung zur Mutter unsicher ist. Zusammenfassend meint Ainsworth: "Whatever the interpretation of these facts may be, it is clear that the infant during the first year of life may establish several attachments and a complex set of interpersonal relations. Our stereotype of the infant as developing an attachment to the mother and the mother alone during the first year is not borne out by these observations, despite evidence that when the chips are down the attachment to the mother usually seems to be the focal one." (Ainsworth, 1967, S. 352)

In einer Untersuchung von Schaffer und Emerson (1964) mit 60 schottischen Kindern bildeten 1/3 der Kinder ab Beginn der spezifischen Zuneigung rasch Beziehungen zu verschiedenen Personen aus. 3 Monate später zeigten nur noch 41 % der Kinder Zuneigung zu nur einer Person, mit 18 Monaten nur noch 1/5 der Kinder. Zu diesem Zeitpunkt hatte ein Drittel der Kinder 5 oder noch mehr Zuneigungspersonen. In Bezug auf die Sozialpartner war die Mutter anfangs die bevorzugte Interaktionspartnerin mit 97 %. Später in den ersten Monaten nach Einsatz der spezifischen Zuneigung wählten 27 % der Kinder den Vater zum bevorzugten Partner. Mit 18 Monaten hatten 75 % der Kinder zum Vater eine stabile Zuneigung aufgebaut, außerdem gab es Bindungen zu Großeltern, Geschwistern und Nachbarn. Schaffer dazu: "There appears

to be, however, no inherent mechanism in the infant which insists that initially attachments must be formed to one person only. This depends entirely on the learning opportunities held out to the infant in his particular social environment. In most cases the mother is at the top of the hierarchy, but not necessarily so... To concentrate only on the child-mother-relationship would therefore be misleading and artificial." (Schaffer, 1963, S. 187).

III. INTERAKTIONSANALYSEN

Es gibt nur wenige detaillierte Untersuchungen der Sequenzen von Mutter-Kind-Interaktionen, die Aufschluß geben über Interaktionsmuster, ihre Bedingungen und ihre Rolle in der Herstellung sozialer Beziehungen. Einige Untersuchungsergebnisse sollen kurz referiert werden: positive mütterliche Einstellungen (akzeptierend, Interesse an einer engen Interaktion mit dem Kind) korrelieren positiv mit der kindlichen Entwicklung. (Lakin, 1957; Moss und Robson, 1968; Stern et al. 1969). Ebenso wird die bejahende Einstellung der Mutter ihren eigenen Gefühlen gegenüber sichtbar in Gefühlsdemonstrationen in Verbindung gebracht mit einer beschleunigten kindlichen Entwicklung (Auseinandersetzung mit der Mutter; Initiative im Sozial- und Spielverhalten; Fähigkeit vermehrte Belastungen zu bewältigen - (Caldwell, 1967; Stern et al. 1969; Yarrow, 1963; Yarrow und Goodwin, 1965). Eine feindselige, ablehnende Haltung der Mutter gegenüber ihrem Kind wird oft in klinischen Fallstudien verantwortlich gemacht für eine verlangsamte Entwicklung des Kindes (Escalona, 1953; Heinsteins, 1963; Lewis, 1954; Milner, 1951; Spitz, 1951; Wittenborn, 1956).

Interaktionsanalysen beziehen das Verhalten beider Interaktionspartner mit ein: Dabei erbrachte die Untersuchung der Interaktionsabfolgen die Stimuluskontrolle des Säuglings vor allem während der ersten Lebenswochen. Moss untersuchte Säuglinge im Alter von 3 Wochen und 3 Monaten. Dabei stellte er einen allmählichen expandierenden Interaktionsablauf zwischen Mutter und Kind fest. ("expanding nature of mother-child-interaction"). Die mütterlichen Verhaltensweisen werden vor allem in den ersten Lebenswochen von den Reizbedingungen des Säuglings kontrolliert. Später, wenn die Mutter prompt und regelmäßig auf die Signale des Säuglings reagiert, gelingt es ihr besser, sich auf sein Verhalten einzustellen. Dadurch

verringert sich allmählich die Kontrolle des Säuglings, bis eine Balance erreicht ist (Moss, 1967).

Auch andere Untersuchungen betonen die Stimuluskontrolle des Säuglings innerhalb der Mutter-Kind-Interaktion, vor allem durch sein Schreien (Bell, 1971; David und Appell, 1961; Moss/Robson, 1968) und durch Lächeln und visuellen Kontakt (Etzel/Gewirtz 1971; Robson, 1967, Wolff, 1963). Verhaltenssequenzen innerhalb der Interaktion mit Erwachsenen werden vom Säugling häufiger initiiert und beendet (Gewirtz/Gewirtz, 1965; Schoggen, 1963). Für einen befriedigenden Interaktionsablauf ist nicht nur die Einfühlung der Mutter in die Bedürfnisse des Säuglings erforderlich, sondern auch die Art und Weise, wie das Baby seine Bedürfnisse deutlich macht (Ainsworth/Bell, 1969; Escalona, 1953). Das Verhalten des Säuglings beeinflusst ebenso wie das mütterliche Verhalten die Einstellungen und Verhaltenssequenzen des Interaktionspartners nachhaltig (Harper, 1971; Yarrow, 1963).

Eine Interaktionsstudie soll im folgenden exemplarisch abgehandelt werden, da sie von der Thematik her besonders interessant ist: eine Fallstudie über die Beziehung zwischen einer Mutter und ihrem Kind in einer katholischen, irischen Einwandererfamilie in den USA. Hier wird überdeutlich die Abhängigkeit mütterlicher Zuwendungsarten von der subkulturellen tradition ihrer Umgebung demonstriert. Damit werden Annahmen über biologische Determinanten des Bindungsverhaltens bei Kind und Mutter (Bowlby, 1951) in Frage gestellt und als erlerntes Verhalten innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes entlarvt. Die Methodik der Untersuchung bestand hauptsächlich in teilnehmender Beobachtung des Autors in der häuslichen Umgebung des Kindes, keine Interventionen, belanglose Unterhaltungen, keine auf die Thematik der Mutter-Kind-Interaktion bezogenen Interviews. Die Familie wurde zwei Jahre lang beobachtet, unregelmäßige Hausbesuche. Sie bestand

aus Vater (36 Jahre), Mutter (30 Jahre) und vier Kindern im Alter von 8, 7, 3 Jahren und einem Monat. Michael war das jüngste Kind und seine Interaktion mit der Mutter wurde ausschließlich beobachtet. Es kann hier nicht die ausführliche Beschreibung der familiären Situation durch den Autor, der Persönlichkeit der Mutter usw. wiedergegeben werden. Bezeichnend für die Mutter-Kind-Interaktion ist die individuelle Art und Weise wie diese Mutter mit ihrem Kind umging. Sie war nicht verunsichert durch psychologische Ratgeber, sondern hatte durch ihren Umgang mit ihren älteren Kindern eine Selbstsicherheit entwickelt, die sie in ihren individuellen Pflégetechniken bestärkte. Ein Beispiel dazu: Sie stillte das Baby nicht, sondern fütterte es mit einem Flaschenhalter, so daß der Säugling während des Fütterns keinen körperlichen Kontakt zu ihr hatte. Er lag während des ganzen Tages auf dem Küchentisch, zum Wickeln, zum Füttern und zum Schlafen, von wo aus er den Raum gut überblicken konnte. Während der Fütterungszeit setzte sich die Mutter an den Tisch, entspannte sich während einer Teepause und rauchte eine Zigarette. Nach der Fütterungsprozedur konnte sie oft stundenlang mit dem Baby spielen und es auf dem Schoß halten, so daß dieses Baby im Endeffekt zu mehr Körperkontakt mit der Mutter gelangte, als die Mehrzahl der Säuglinge, die zwar zum Füttern eine Stunde auf dem Arm gehalten werden, dann aber die meiste Zeit des Tages in ihrem Körbchen liegend zum "Schlafen" verbringen. Michael wurde nach Bedarf gefüttert, die Mutter konnte sich gut in seine Bedürfnisse einföhlen (Hunger, Körperkontakt, spielen etc.) und sie versuchte diese zu befriedigen, soweit sie mit ihren eigenen Interessen halbwegs übereinstimmten. Übermäßigen Belastungen die sie nicht durchhalten konnte, setzte sie sich nicht aus, sei es die Sorge für Michael, oder die Beaufsichtigung ihrer anderen Kinder. So bezog sie zunehmend ihren Mann in die Betreuung der Kinder mit ein, wenn sie den Eindruck hatte, daß sie physisch und psychisch nicht mehr dazu in der Lage war oder verschwand für einige Tage, um auszuspannen und

Urlaub zu machen. Die Kinder waren in ihren kognitiven Fähigkeiten und in ihren sozialen Verhaltensweisen weit entwickelt, besonders war Wolff von ihrer Großzügigkeit beeindruckt, wenn sie mit anderen Kindern bereitwillig Spielsachen, Süßigkeiten usw. teilten. Wolff bringt diese "Großzügigkeit" in Zusammenhang mit dem Verhalten der Mutter, die sich in ihrem Umgang mit den Kindern auch an ihren persönlichen Interessen und Bedürfnissen ausrichtete und dadurch auch von ihr selber großzügig anderen geben (mitteilen) konnte, wenn sie dazu bereit war. "The concept of 'the devoted mother', of which she was justifiably suspicious on various counts, did not dictate to her how to raise Michael. Perhaps it was this freedom to give to herself when she felt depleted which made her equally ready to give her food, her time, and her affection freely to her children when they required 'sacrifices' from her." (Wolff, 1963, S. 158)

IV. GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ERZIEHUNG: MUTTER - TOCHTER

Ich habe in der bisherigen Arbeit versucht, den Interaktionsprozeß zwischen Mutter und Kind aufzuhellen unter dem Aspekt der möglichen Chancen für eine wachsende Autonomie der Mutter gegenüber ihrem Kind, d.h. eine zunehmende Abgrenzung der Mutter in ihren Interessen von den Interessen des Kindes. Dieses Konzept impliziert die Annahme, daß Mutter und Kind nur dann eine für beide Partner befriedigend verlaufende Interaktion eingehen können, wenn auf eine kurze Anfangsphase der völligen Entsprechung von mütterlichen und kindlichen Interessen Interaktionsprozesse nachfolgen, in denen sich die jeweiligen Interessen der Interaktionspartner mehr und mehr herauschälen und einen differenzierten Einigungsprozeß erfordern. Ich versuchte deutlich zu machen, daß in der bisherigen psychologischen Forschung oft die mütterliche Kompetenz, d.h. die Artikulation und Durchsetzung von primär mütterlichen Interessen, vernachlässigt wurde zugunsten einer Akzentuierung der kindlichen Wünsche und Bedürfnisse, an denen sich die Mutter zu orientieren habe. Diese Ausrichtung der Forschung wurde im Zusammenhang gesehen mit soziologischen Theorien zur Kleinfamilie und Geschlechtsrollentrennung und mit dem traditionellen gesellschaftlichen Leitbild der Frau, ihre primäre Definition als Ehefrau und Mutter.

Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter wird so zu einem zentralen Untersuchungsgegenstand, denn in der Analyse ihres Umgangs miteinander müßten die weiter oben besprochenen Hindernisse auf dem Wege zur Selbstverwirklichung von Mutter und Kind wie durch ein Mikroskop vergrößert erscheinen: die zum Teil mißlungene Abgrenzung im Identitätserleben bei Müttern und Töchtern, die über Generationen hinweg vermittelte Minderbewertung des Weiblichen, die Verzerrung der Kommunikationsformen durch ein Festhalten an Interaktions-

prozessen der eigenen frühen Kindheit. Nicht zu Unrecht hat Freud die Beziehung zwischen Mutter und Tochter als "schicksalsträchtig" bezeichnet, um auf die in dieser Beziehung erlebten Ambivalenzen im Gegensatz zu der "idealen" Beziehung der Mutter zu ihrem Sohn hinzuweisen. Im folgenden möchte ich zuerst einige empirische Untersuchungsergebnisse referieren zu der Art und Weise, wie Mütter mit ihren Töchtern umgehen, damit die Töchter später die mütterliche Rolle adäquat übernehmen können. Danach sollen mögliche Erklärungshypothesen für diese Zusammenhänge ange deutet und diskutiert werden, dabei wird sich wahrscheinlich eine Wiederholung früherer Thesen nicht vermeiden lassen.

"Weiblichkeit" und "natürliches weibliches Wesen" entpuppen sich bei der Durchsicht empirischer Untersuchungen zur geschlechtsspezifischen Erziehung zunehmend als anerzogene Verhaltensweisen. Dabei ist es notwendig, mit Untersuchungen im ganz frühen Alter, also praktisch bereits einige Wochen nach der Geburt, anzusetzen, um zu diesem Zeitpunkt schon "geschlechtsspezifische Behandlungsweisen" nachweisen zu können. Die Untersuchung von Moss (Moss, 1973) enthält darüber detaillierte Information: Moss registriert die unterschiedliche Behandlung von Jungen und Mädchen in Bezug auf das mütterliche Angebot an sensorischer Stimulation und kam dabei zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Mütter kleinen Jungen wesentlich mehr taktile und visuelle Reize anbot oder versuchte, ihr allgemeines Aktivitätslevel zu erhöhen, während sie beim Mädchen einbestimmtes Verhalten, meistens eine Vokalisierung, vermehrt imitierte. Die Mütter gaben den kleinen Mädchen häufiger die Lautmalerei zurück, ohne sie dadurch besonders zu stimulieren, während kleine Jungen stärker vor allem optisch stimuliert werden. Ein Kommentar von A. Oakley dazu: "Diese akustische Stimulation, die bei kleinen Mädchen häufiger angewandt wird als bei Jungen, ist wahrscheinlich u.a. auch verantwortlich für die spätere verbale Überlegenheit der Mädchen. Denn eine ausgeprägte akustische Stimulation

ist eine wichtige Voraussetzung für die Sprachentwicklung und häufige akustische Stimulation fördert sie." (Oakley, 1972, S. 174).

Detaillierte Angaben gibt es ebenso in diesem frühen Säuglingsalter über unterschiedliche Behandlung von Jungen und Mädchen während des Stillprozesses und bei der Reinlichkeitserziehung. In einer französischen Untersuchung (Brunet/Lezine, 1971) waren alle weiblichen Babies der Stichprobe bereits mit 3 Monaten völlig entwöhnt, ab 1 1/2 Monaten wurde bei den Mädchen mit der Zwiemilchernährung begonnen. Dagegen wurden 30 % der männlichen Säuglinge über 4 Monate hinweg gestillt und die Zwiemilchernährung dauerte bis zum 8. Monat. Mädchen hatten auch wesentlich weniger Zeit als die Jungen, ihr Nahrungsbedürfnis während der Mahlzeiten zu befriedigen, denn sie wurden im Alter von ca. 2 Monaten an der Brust nur durchschnittlich 25 Minuten angelegt, (Jungen ca. 45 Minuten. Bei Mahlzeiten aus der Flasche standen Mädchen 8 Minuten durchschnittlich zur Verfügung, Jungen ca. 15 Minuten.

Um den Prozeß der Nahrungsaufnahme scheinen sich bei Mädchen schon früh Konflikte zu kristallisieren (Brunet/Lezine 1971): 94 % aller Mütter von Töchtern berichteten über Schwierigkeiten beim Füttern, wie extrem langsames Essen, Erbrechen, Launenhaftigkeit etc. Nur 40 % der Mütter von Jungen hatten dieselben Schwierigkeiten. Bei den Mädchen setzten die Schwierigkeiten bereits mit dem ersten Lebensmonat ein und dauerten bis etwa zum 6. Lebensjahr; bei den Jungen tauchten diese Schwierigkeiten viel später auf und drückten sich dann als verschiedene Bedürfnisse und Forderungen an die Mutter aus. Interessant ist auch folgendes Ergebnis: Mädchen werden mit dem Essen früher selbständig, d.h. meistens können sie zwischen 24 und 30 Monaten alleine essen. Jungen lassen sich dagegen noch bis zu 4 oder 5 Jahren zum Essen helfen.

Auch bei der Sauberkeitserziehung liegen die Mädchen vorn: bei ihnen wird durchschnittlich im Alter von 5 Monaten mit der "Dressur" begonnen und sie zieht sich von 2 bis ca. 15 Monate hin. Bei Jungen beginnen die Mütter durchschnittlich im Alter von 8 Monaten. Dauer: von 2 bis 15 Monaten. Verhaltensschwierigkeiten, die mit der Sauberkeitserziehung verbunden sind, wie Verweigerung, bockiges Verhalten, hartnäckiger Widerstand etc. treten bei Mädchen früher auf als bei Jungen und dauern auch länger an (Brunet/Lezine, 1971).

Allgemein konstatieren die Autorinnen ein größeres Ausmaß an Konflikten zwischen Müttern und Töchtern, "sie scheinen jedoch weniger an der Nervosität der Mutter zu liegen als an der Rigidität der angewandten Techniken bei der Versorgung des kleinen Mädchens. Die Mütter geben auch selbst zu, mit Mädchen strenger und kürzer angebunden zu sein." (Brunet/Lezine, 1971)

Aus der Vielzahl von Untersuchungen soll noch eine herausgegriffen werden, welche die Abhängigkeit des weiblichen "Erziehungsverhaltens" von frühkindlichen Lernprozessen aufzeigt (Goldberg, Kagan und Lewis, 1969): untersucht wurden geschlechtsspezifische Differenzen in der Behandlung des Säuglings ab dem dritten Monat. Dabei wurde festgestellt, daß der kleine Junge vom "proximal mode behavior" (Bezeichnung für häufiges Anfassen, In-den-Arm-Nehmen, wiegen, küssen) auf "distal-mode-behavior" umerzogen wird. Besonders ab dem sechsten Monat verstärkt die Mutter dieses spezifische Zuwendungsverhalten gegenüber ihrem Sohn, während es für das kleine Mädchen jetzt in dem Stadium der bereits vorhandenen größeren physischen Autonomie des Kindes nicht angewandt wird. Töchter werden ab dem 3. Lebensmonat und besonders ab dem sechsten Lebensmonat streng nach dem "proximal mode behavior" behandelt. Das Mädchen wird also in einem Stadium, das normalerweise eine allmähliche Loslösung von der Bezugsperson erfordert, durch zunehmenden physischen

Kontakt mit ihr von ihr abhängig gemacht. Möglichkeiten zur Entwicklung eines größeren Handlungs- und Bewegungsraums werden ihr dadurch genommen, und sie wird massiv eingegengt.

In einer anderen Untersuchung derselben Autoren (Goldberg, Kagan und Lewis, 1965) wurden Jungen und Mädchen in einer freien Spielsituation beobachtet (13 Monate alt). Im Spielverhalten zeigten sich erhebliche Differenzen zwischen den Geschlechtern: wenn die kleinen Mädchen von ihren Müttern entfernt wurden, versuchten sie diese schneller wieder zu erreichen als die Jungen, sie unternahmen häufiger als die Jungen physische wie visuelle Rückkehrversuche. Die kleinen Mädchen berührten die Mütter im Durchschnitt 84,6 Sekunden, die kleinen Jungen hingegen nur 58,8 Sekunden lang. Die Mädchen standen häufiger weinend an einer Barriere, die zwischen Müttern und Kindern errichtet wurde, während die Jungen eher versuchten, die Barriere aktiv zu überwinden. Die Autoren leiten das unterschiedliche Verhalten der Mädchen und Jungen aus dem geschlechtsspezifischen Verhalten der Mutter ab und bringen es in Zusammenhang mit ihren Zuwendungsmethoden des "proximal mode behavior" gegenüber dem "distal mode behavior". Dadurch wird der Junge angeleitet (konkretes Beispiel einer Spielsituation zwischen Mutter und Kind) zu mehr Eigenständigkeit, zu einem vermehrten Interesse an seiner Umgebung und den ihn umgebenden Gegenständen. Für das Mädchen folgt aus dem "proximal mode behavior" ein eher soziales als individuelles Verhalten. "Es erfordert mehr körperliche Nähe zu den Erziehungspersonen und garantiert dadurch zur gleichen Zeit auch eine größere Kontrolle über das Verhalten der kleinen Mädchen, die somit immer greifbar, kontrollierbar und beeinflussbar sind." (Scheu, 1977, S. 69)

In den referierten Untersuchungen erscheinen deutlich zwei hauptsächliche Konfliktpunkte zwischen Müttern und ihren Töchtern: die ambivalente Beziehung der Mutter zu ihrer

Tochter und die mißlungene Ablösung beider voneinander. Beide Aspekte wurden bereits in vorhergehenden Kapiteln andiskutiert und sollen hier noch einmal kurz aufgenommen werden:

1. Das Wiedererleben der eigenen Kindheit im Zusammenhang mit der Mutterschaft trifft besonders auf die Beziehung der Mutter zu ihrer Tochter zu, da sie beide demselben Geschlecht angehören. Wenn die Mutter nicht die Komponenten ihrer weiblichen Identität innerhalb der gesellschaftlichen Bedingungen reflektiert, wird sie unbewußt das ihr anerzogene geschlechtsspezifische Verhalten an ihre Tochter weitergeben (und ebenso das männliche Pendant dazu an den Sohn), ohne der Tochter die Möglichkeit der Aneignung einer flexibleren Geschlechtsrolle mit weniger einengenden Verhaltensmustern zu geben. Die Mutter erlebt durch Identifizierung mit ihrer Tochter ihre eigene Kindheit in ihrer Tochter noch einmal nach. An ihrem Kind sieht sie ihre eigenen sich selber vorenthaltenen Bedürfnisse und bestraft deshalb doppelt hart. "Hier geht es also um die Mütter, die durch ihre Kinder die eigene subjektiv erlebte Unvollkommenheit ausgleichen müssen und von daher natürlich an einer autonomen Selbstentfaltung ihres Kindes nicht interessiert sind, sondern, im Gegenteil, sogar in Panik versetzt werden" (Moeller-Gambaroff, 1977, S. 17)
2. Für das kleine Mädchen ist es aufgrund der Geschlechtsidentität genauso schwierig, sich gegenüber der mächtigen Mutter abzugrenzen. Von einem psychoanalytischen Standpunkt aus läßt sich argumentieren, daß die Voraussetzung für die Entwicklung der Ich-Autonomie, nämlich die deutliche Trennung zwischen Objekt- und Selbstrepräsentanzen, in einer Mutter-Tochter-Beziehung erheblich erschwert wird. Die Ambivalenzen "ich liebe dich - ich hasse dich" müssen in jeder Beziehung bewältigt

werden, aber bei Mutter und Tochter ist diese Bewältigung durch die große Ähnlichkeit beider Personen wesentlich schwieriger.

3. Entscheidende Ursache für die Entwicklung eines Minderwertigkeitsgefühls bei der Frau scheint die psychische Einstellung der Mutter ihrer Tochter gegenüber zu sein. Wie die Mutter der Tochter ihre Geschlechtsidentität vorlebt - in Übereinstimmung mit sich selbst und in einer Orientierung an den Erfordernissen der Umwelt oder widersprüchliche Normen demonstrierend -, hier scheint der Angelpunkt zu sein für das Identitätserleben der Tochter. Repräsentiert die Mutter widersprüchliche Anweisungen der weiblichen Rolle, so lassen sich bei der Tochter Identitätskonflikte als Folge vermuten. Hammer berichtet in ihrer Untersuchung von einer Mutter Yvonne, eine "widerwillige Doppelrolleninhaberin", die ihre Tochter auf die herkömmlichen "weiblichen" Tugenden (Ehe, Kinder, Geselligkeit) ebenso vorbereitet wie auf die "männlichen" Tugenden (Karriere, Universität etc.). Da die Mutter selbst keinen der beiden Bereiche mit Selbstbewußtsein vertrat, konnte sie für keinen Bereich als Identitätsmodell für die Tochter dienen. Dadurch war ein unlösbarer Konflikt für die Tochter entstanden. "Eine Mutter, die einerseits in Identifikation mit den Mitgliedern der Gesellschaft, in der sie lebt, alles Männliche idealisiert, dem Vater wie selbstverständlich alle Macht außerhalb der Familie überläßt, ihm in der Familie Regression auf kindliche Verhaltensweisen erlaubt, ihm deswegen aber andererseits untergründige Verachtung entgegenbringt, stellt für das heranwachsende Mädchen ein verwirrendes Vorbild dar." (Mitscherlich-Nielsen, 1978, S. 683)

Die Töchter und Söhne können leichter selbstbewußtes und eigenständiges Verhalten innerhalb der Interaktion mit einer Mutter entwickeln, die diese Verhaltensweisen selbst erlernt hat. Dies trifft besonders auf die Töchter zu. Dieser Lernprozeß impliziert für die Mütter eine Abwendung von dem aufopfernden Verhalten als kulturelles Ideal, das Frauen durch Identifikationen über Generationen hinweg aufgezwungen wurde. Die Bewußtmachung dieses kulturellen Stereotyps hat ein Zunehmen der weiblichen Selbsteinschätzung zur Folge. "Wenn es ihr (der Frau) gelingt, sich von ihrem Gefühl, quasi von Natur aus den Männern unterlegen zu sein, kritisch zu distanzieren und nach ihrer Herkunft zu forschen, ist schon viel gewonnen und eine Veränderung der Beziehung der Geschlechter zueinander ist abzusehen." (Mitscherlich-Nielsen, 1978, S.686)

SCHLUSSBEMERKUNG:

In dieser Arbeit ist der Versuch gemacht worden, eine Verbindung zu ziehen von der Situation, in der Mütter heute leben (Berufsätigkeit, Hausarbeit), ihrer Selbsteinschätzung (Unzufriedenheit, Angst, Identitätserlebnis) zur Art und Weise, wie sie ihre Kinder erziehen. Dieser Aspekt ist bis jetzt kaum in der Forschung untersucht worden, da man die Mutter als Hauptbezugsperson des Kindes entweder als ideal und immer liebevoll voraussetzte - dem gesellschaftlichen Leitbild entsprechend - oder ihr Unvermögen konstatierte, auf das Kind adäquat einzugehen, seine Bedürfnisse zu befriedigen. In beiden Fällen bleibt die Mutter als Person unbekannt - ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen, ihre Ängste - und die Situation, in der sie lebt, wird nicht berücksichtigt.

Dieser Themenbereich wurde in Teil A erörtert. Dabei ergab sich, zusammengesetzt aus den Mosaiksteinchen der einzelnen empirischen Untersuchungsergebnisse, daß es Müttern in der heutigen Industriegesellschaft nur zögernd gelingt, sich in ihrer Identität und ihren Bedürfnissen als eigenständig, autonom zu erleben, sich von Mann und Kindern abzugrenzen. Das soll nicht verwechselt werden mit dem anderen Extrem, einem egoistischen Verhalten bzw. der Unfähigkeit zur Empathie. "Selbstliebe" gilt immer noch als die beste Voraussetzung für eine erfolgreiche "Nächstenliebe" und es scheint, als ob eine Mehrheit der Frauen noch gar nicht in der Lage ist, sich selbst als Person mit spezifischen Bedürfnissen und Interessen zu erkennen und zu akzeptieren. Gründe dafür wurden im Teil A zusammengetragen.

Im Teil B wurde die Verbindung gezogen zur Situation des Kindes. Wie entwickelt sich ein Kind, das seine Mutter - als wichtigstes Modell für seine Sozialentwicklung - vor-

wiegend unsicher, ängstlich, feindselig bzw. in ihrer Zuwendung zudringlich erlebt? Oder umgekehrt: wie verhält sich ein Kind in der täglichen Interaktion mit einer selbständigen, selbstsicheren Mutter?

Die psychoanalytische Theorie hat zwar ein differenziertes Modell zu den Vermittlungsprozessen innerhalb der frühen Mutter-Kind-Interaktion erarbeitet, aber die Bedürfnisse der Mutter bleiben auch hier weit gehend unberücksichtigt bzw. man orientiert sich an dem traditionellen gesellschaftlichen Leitbild. Dasselbe gilt auch für lerntheoretisch orientierte Interaktionsanalysen, die Informationen über den Ablauf von Interaktionssequenzen enthalten.

So gibt es bisjetzt nur bruchstückhaftes Material zur Untermauerung der These "Autonome Mütter - Autonome Kinder" und auch gemessen an den gesellschaftlichen Bedingungen des Mutterseins scheint es für die Mütter noch ein weiter Weg dorthin zu sein.

LITERATUR:

- Ainsworth, M.: Infancy in Uganda: Infant care and the Groth of Love, Baltimore 1967
- Ainsworth, M.; Bell, S.; Stayton, D.: Individual Differences in Strange Situation Behavior of One-Year-Olds. Paper presented at a study group on the origins of human social relations, sponsored by the Center of Advanced Study in the Developmental Sciences and the CIBA Foundation, London 1969
- Ainsworth, M.; Bell, S.; Stayton, D.: Infant-mother attachment and social development: 'socialisation' as a product of reciprocal responsiveness to signals. In: Richards, M.: The Integration of a Child into a Social World, London 1974
- Aries, P.: Geschichte der Kindheit, München 1975
- Balint, M.: Angslust und Regression, Stuttgart 1970²
- Barron McBride, A.: Das normalverrückte Dasein als Hausfrau und Mutter, Hamburg 1974
- Bell, S.: The effectiveness of various mental responses as terminations of crying: some developmental changes and theoretical implications. Paper presented at the biennial meeting of the Society for Research in Child Development, Minneapolis April 1971
- Benedek, T.: Elternschaft als Phase der Entwicklung; Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 1, 1960
- Bibring, G.: On the 'Passing of the Oedipus Complex' in Matriarchal Family Setting, In: Lowenstein, R. (Editor): Drives, Affects and Behavior: Essays in Honour of Marie Bonaparte, New York 1953
- Bock, G.; Duden, B.: Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1976
- Boshowitsch, L.: Die Persönlichkeit und ihre Entwicklung im Schulalter, Berlin (DDR) 1970
- Bowlby, J.: Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit ('Bowlby-Enquete für die WHO", 1951), München 1973
- Breen, D...: The Birth of a First Child. Towards an Understanding of Feminity, London 1975
- Brenner, C.: Grundzüge der Psychoanalyse, Frankfurt 1967
- BRIGITTE, Gruner u. Jahr AG und Co.: Frauen-Typologie. Markt- und Medienverhalten weiblicher Marketing-Zielgruppen, Hamburg 1973

- BRIGITTE (Hrsg.): Hausfrauen heute. Eine Untersuchung mit 1200 nicht erwerbstätigen Ehefrauen, durchgeführt von Helge Pross, Hamburg 1974
- Brovermann, I. et al.: Sex-Role Stereotypes: A Current Appraisal in: Journal of Social Issues, 28, 1972
- Brunet, O.; Lezine, J.: Le développement psychologique de la première enfance, Paris 1971
- Caldwell, B.: What is the optimal learning environment for the young child. In: Frost, J. (Hrsg.): Early childhood education, 50 - 67, New York 1967
- Caldwell, B.: Infant day care and attachment, Amer. Journal of Orthopsychiatry, 40, 397 - 412, 1970
- Casler, L.: Perceptual deprivation in institutional settings. In: Newton, G.; Levine, S. (Hrsg.): Early experience and behavior. III. 1968, S. 537 - 626
- Chasseguet-Smirgel, J. (Hrsg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt 1974
- Chodorkoff, J.: Infant development as a function of mother-child interaction. Unpublished doctoral dissertation, Yale University 1972
- Chodoroff, N.: Family Structure and Feminine Personality, In: Rosaldo, M.: Women, Culture and Society, Stanford 1974
- Crandall, V.: Achievement. In: Stevenson, H. (Hrsg.): Child Psychology, Part I, Chicago 1963
- Crandall, V.: Achievement behavior in young children, In: Young Children, 20, 1964, 77 - 90
- David, C.: Zu einer männlichen Mythologie über die Weiblichkeit, In: Chasseguet-Smirgel J. (Hrsg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt 1974
- David, M.; Appell, G.: A study of nursing care and nurse-infant interaction, In: Foss, B. (ed.): Determinants of Infant Behavior, Vol. 1, New York 1961
- Erikson, E.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966
- Erler, U.: Mütter in der BRD. Ideologie und Wirklichkeit, Starnberg 1973
- Escalona, S.: Emotional development in the first year of life, In: Senn, M. (ed.): Problems of infancy and childhood, New York 1953
- Etzel, B.; Gewirtz, J.: Experimental Modifications of caretaker-maintained high rate operant crying in a 6- and 20-week old infant: extinction of crying with reinforcement of eye contact and smiling. Journal of Experimental Psychology, 303 - 317, 1967,

- Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, GW, Bd. V, 1905,
- Freud, S.: Das Ich und das Es; GW, Bd. XIII, 1923
- Freud, S.: Formulierungen über die zwei Prinzipien eines psychischen Geschehens, GW, Bd. VIII, 1911
- Freud, S.: Die Weiblichkeit, In: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychologie, Bd. XV, 1932
- Freud, S.: Die Ichspaltung im Abwehrvorgang, GW, Bd. XVII, 1938
- Fürstenau, P.: Soziologie der Kindheit, Heidelberg 1967
- Gardiner-Sirtl, A.: Hausfrau sein dagegen sehr... In: Evangelische Frauenarbeit in Deutschland e.V. in Verbindung mit dem Gemeinschaftswerk der Evang. Publizistik e.V. (eds.): Korrespondenz 'die Frau', Nr. 4/1974
- Gastager: Die Fassadenfamilie, München 1973
- Gewirtz, J.: Gewirtz, H.: Stimulus conditions, infant behaviors, and social learning in four Israeli child-rearing environments: a preliminary report illustrating differences in environment and behavior between the 'only' and the 'youngest' child. In: Foss, B. (ed.): Determinants of infant behavior, Vol. 3, New York, 1965
- Goldberg, S.: Lewis, M.: Play-behavior in the one-year old infant: early sex differences, In: Child development, New York 1969, 40, S. 21-32
- Greenacre, P.: Early Physical Determinants in the Development of the Sense of Identity, J. Amer. Psychoanal. Assn., 6, 612 - 627, 1958
- Grossmann, K.: Frühe Einflüsse auf die soziale und intellektuelle Entwicklung des Kleinkinds, In: Z.f.Päd., Jg. 23, H. 6, 1977, S. 847 - 880
- Guntrip, H.: Personality Structure and Human Interaction: The Developing Synthesis of Psychodynamic Theory, New York 1961
- Hagemann-White, C.: Projekt: Zur Situation der Hausarbeit heute, In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976
- Hammer, S.: Töchter und Mütter. Über die Schwierigkeiten einer Beziehung, Frankfurt 1977
- Harper, L.: The young as a source of stimuli controlling caretaker behavior. Developmental Psychology, 1971, 4, 73-88

- Heinstein, M.: Behavioral correlates of breast-bottle regimes under varying parent-infant relationships. Monographs of the Society for Research in Child Development, 1963, 28 (4), Serial No. 88
- Heldt, T.; Levy, R.: Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft, Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz. Frauenfeld/Stuttgart, 1974
- Hoffman, L.: Early childhood Experiences and Women's Achievement Motives, In: Journal of Social Issues, 28, 1972, S. 129
- Horner, M.: Sex differences in achievement motivation and performance in competitive and non-competitive situations. Unpublished doctoral dissertation, University of Michigan, 1968
- Horner, M.: Toward an Understanding of Achievement-Related Conflicts in Women, In: Journal of Social Issues, 28, 1972, S. 129
- Johnson, A.: Factors in the etiology of fixations and symptom choice, Psychoanal. Quarterly, 1953
- Klein, M.: Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse, Stuttgart 1962
- Koch, R.: Berufstätigkeit der Mutter und Persönlichkeitsentwicklung des Kindes, Köln 1975
- Krappmann, L.: Soziologische Dimension der Identität, Stuttgart 1971
- Krappmann, L.: Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit für Sozialisationsprozesse. In: Familien-erziehung, Sozialschicht und Schulerfolg, (Hrsg. b:e Redaktion), Weinheim/Basel 1971
- Kreppner, K.: Grundlagenforschung im Bereich der frühkindlichen Sozialisation. Bemerkungen zu drei Beiträgen aus dem Sammelband "Frühkindliche Sozialisation", Z.f.Päd., Jg. 23, H. 6, Dez. 1977
- Kreppner, K.: Zur Erforschung frühkindlicher Sozialisationsprozesse - Theoretische Überlegungen zu einem Forschungskonzept, In: Neue Sammlung, 18. Jg., H.1, 1978
- Kutter, P.: Psychiatrische Krankheitsbilder. In: Loch, W.: Krankheitslehre der Psychoanalyse, Stuttgart 1971
- Lakin, M.: Personality factors in mothers of excessively crying (colicky) infants. Monographs of the Society for Research in Child Development, 1957, 22,(1, Serial No. 64)
- Lehr, U.: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974
- Lewis, H.: Deprived children, London 1954
- Lidz, T.: Familie und psychosoziale Entwicklung, Frankfurt 1971
- Lorenzer, A.: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie, Frankfurt 1972
- Mahler, M.: On the significance of the normal separation-individuation phase; In: Schur, M. (Hrsg.): Drives, Affects, Behavior, Bd. 2, 161-169, New York

- Mahler, M.: Symbiose und Individuation, 1968, Stuttgart 1972a
- Mahler, M.: Reapproachment sub-phase of the separation-individuation process, *Psychoanalytic Quarterly*, 41, 487-506, 1972b
- Mahler, M.: Symbios and Individuation. Die psychische Geburt des Menschenkindes, In: *Psyche*, 29, 1975, S. 609-625
- Mahler, M.: Pine F. u. Bergann, A.: Die psychische Geburt des Menschen, 1975, Frankfurt 1978
- Meves, C.: In 1. Fernsehprogramm SDR, 9.5.1974, 20.15 Uhr, Pro und Contra.
- Milhoffer, P.: Familie und Klasse, Frankfurt 1973
- Milner, E.: A study of the relationship between reading readiness in grade one school children and patterns of parent-child interaction. *Child Dev.*, 1951, 22, 95-122
- Mitscherlich, A.: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München 1963
- Mitscherlich-Nielsen, M.: Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit, In: *Psyche*, 32. Jg., 1978, H. 8
- Moeller-Gambaroff, M.: Emanzipation macht Angst, In: Kursbuch 47, 1977
- Moser, T.: Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt 1970
- Moss, H.: Sex, age and status determinants of mother-infant interaction, In: *Merrill-Palmer-Quarterly*, 1967, 13, 19-36 und 1973 in: Danziger, K.: Readings in child socialization, New York
- Moss, H.: Robson, K.: Maternal influences in early social visual behavior; In: *Child Development*, 1968, 39, 401-408
- Oakley, A.: Housewife, New York 1974
- O'Connor, N.: The evidence for the permanently disturbing effects of mother-child-separation. In: *Acta Psychol.*, 12, 174-191, 1956
- Orden, S.: Bradburn, N.: Working Wives and Marriage Happiness, In: *Amer. Journal of Sociology*, 74, 1968/69
- Ostner, I.: Beruf und Hausarbeit. Zur Bedeutung der Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft, Frankfurt 1978
- Parsons, T.: The Social System, Glencoe, 1951
- Parsons, T.: Bales, R.: Family, Socialization and Interaction Process, Glencoe, 1955
- Pinneau, S.: The infantile disorders of hospitalism and anaclitic depression. In: *Psycho. Bull.* 1955, 429-462

- Prokop, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt 1976
- Pross, H.: Gleichberechtigung im Beruf? Frankfurt 1973
- Pross, H.: Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbek 1975
- Rebelsky, F.: Language Development: The First Four Years. In: Brackbille, Y. (Hrsg.): Infancy and Early Childhood, Toronto 1967
- Remplein, H.: Die seelische Entwicklung des Menschen im Kindes- und Jugendalter. Grundlagen, Erkenntnisse und pädagogische Folgerungen der Kindes- und Jugendpsychologie. München/Basel 1971
- Rerrich, M.: Urzde, A.: Ein-Kind-Familien. DFG-Projekt. Soziologisches Institut der Universität, unveröffentlichtes Manuskript 1978
- Rheingold, H.: The effect of environmental stimulation upon social and exploratory behavior in the human infant. In: Foss, B. (ed.): Determinants of infant behavior, New York 1961
- Richter, H.E.: Eltern, Kind und Neurose. Die Rolle des Kindes in der Familie, Stuttgart 1963
- Richter, H.E.: Konflikte und Krankheiten der Frau, In: Claessens, D.; Milhoffer, P. (Hrsg.): Familiensoziologie, Frankfurt 1973
- Robson, K.: The role of eye-to-eye contact in maternal infant attachment, In: Journal of Child Psychology and Psychiatry, 1967, 8, 13-25
- Roskamp, H.: Entwicklungsstufen der Trieborganisation und der Objektbeziehungen, In: Loch, W.: Krankheitslehre der Psychoanalyse, Stuttgart 1971
- Rossi, A.: Equality between the sexes: An immodest proposal, In: Lifton, R. (ed.): The Woman in America, Boston 1965
- Rutter, M.: Maternal deprivation reassessed, London 1972
- Schaffer, H.: Some issues for research in the study of attachment behavior; In: Foss, B. (Hrsg.): Determinants of infant behavior, 2, 179-199, New York 1963
- Schaffer, H.: Emerson, D.: The development of social attachments in infancy, Monographs, SRCD, 29 1964
- Scheu, U.: Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft, Frankfurt 1977
- Scheuch, E.: "Methoden", In: König, R.: Soziologie, Frankfurt 1962⁴
- Schmalohr, E.: Mutterentbehrung in der Frühsozialisation, In: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1974

- Schmalohr, E.: Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier. Entwicklungspsychologische Studie zur Psychohygiene der frühen Kindheit, München 1975²
- Schoggen, P.: Environmental forces in the every day lives of children; In: Barker, R.: The stream of behavior: explorations of its structure and content, New York, 1963
- Skeels, H.: Adult Status of Children with Contrasting Early Life Experiences, Monographs 31, SRCD, 105-166, New York 1966
- Spitz, R.: The psychogenic Diseases in Infancy: An Attempt at their Etiologic Classification. The Psychoanalytic Study of the Child, 6, 1951
- Spitz, R.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1976²
- Spitz, R.: Vom Dialog. Studien über den Ursprung der menschlichen Kommunikation und ihre Rolle in der Persönlichkeitsbildung, Stuttgart 1976
- Stefan, R.: Hausfrauen und Mütter - die vergessenen Sklavinnen, Berlin 1975
- Stern, G. et al.: A factor-analytic study of the mother-infant dyad; Child Development, 1969, 40, 163-181
- Stierlin, H.: Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter, Frankfurt 1975
- Stierlin, H.: Ravenscroft, K.: Jugendliche in der Familientherapie; In: Psyche, 8, 1974, S. 719-746
- Thomae, H.: Familie und Sozialisation; In: Handbuch der Psychologie, 7, Sozialpsychologie, Göttingen 1972
- Winnicott, D.: Kind, Familie und Umwelt, München 1969
- Winnicott, D.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, München 1974
- Winnicott, D.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, München 1976
- Wolff, P.: The Natural History of a Family; In: Foss, B.(ed.): Determinants of infant behavior, Vol. II, 1963
- Yarrow, L.: Research in dimensions of early maternal care. In: Merrill-Palmer-Quarterly, 1963, 9, 101-114
- Ziehe, T.: Pubertät und Narzißmus. Sind Jugendliche entpolitisiert? Frankfurt 1975
- Zuckermann, M.: Stress response in total and partial isolation; In: Psychosomatic Medicine, 26, 1964, S. 250

Lebenslauf

Geboren am 7.4.1948 in Hanau/Main. Besuch der Grundschule in Steinheim von 1954 - 1958, danach Übergang auf das Gymnasium, Karl-Rehbein-Schule in Hanau/Main. Reifeprüfung dort im November 1966.

Beginn des Studiums der Psychologie im Oktober 1967 in Freiburg i. Br. bei Prof. HeiB und der Soziologie bei Prof. Popitz. Vordiplom in Freiburg im Juli 1970, danach Studienwechsel nach München und im 11. Juli 1973 Hauptdiplom in München in Psychologie (psychoanalytische Richtung, bei Prof. Görres und Dr. A. Houben). Thema der Diplomarbeit: Internalisierungsprozesse in der Unterschicht.

1973 - 1974 Tätigkeit an der Montessori-Schule in München, 1976 an der Evangelischen Beratungsstelle für Kinder und Jugendliche in München.

